

DIE UNIVERSITÄT ZU BRESLAU

1728 1928



DIE UNIVERSITÄT ZU BRESLAU

IM AUFTRAGE VON REKTOR UND SENAT
ZUR ZWEIHUNDERTJÄHRIGEN WIEDERKEHR
DER GRUNDSTEINLEGUNG
DES UNIVERSITÄTSBAUS

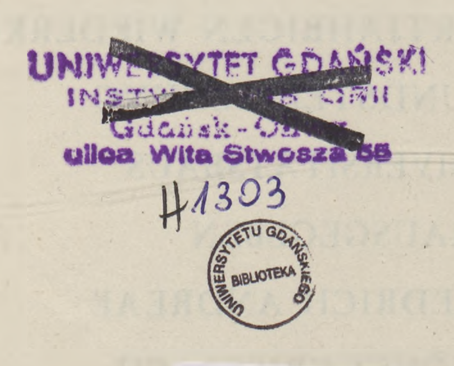
HERAUSGEGEBEN
VON FRIEDRICH ANDREAE
UND AUGUST GRISEBACH



BERLIN 1928
DEUTSCHER KUNSTVERLAG

BILDERNACHWEIS

Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle Berlin, Bilder 7 bis 14, 16 bis 19, 21 bis 24, 27, 28, 30, 31. Aus dem Band: Breslau aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle, eingeleitet durch Eugen Kühnemann, beschrieben von Dr. Werner Güttel. Deutscher Kunstverlag, 1929, entnommen die Bilder 5, 9, 13, 19, 23. Walter Silber, Breslau, fertigte eigens für dieses Buch die Aufnahmen zu den Bildern 15, 20, 26, 32. Dr. Werner Güttel, Breslau, zeichnete den Grundriß. Die Stadtbibliothek Breslau stellte freundlicherweise die Originalvorlagen für die Bilder 2, 4 und 6 zur Verfügung.





INHALT

FRIEDRICH ANDREAE
DIE GESCHICHTE DER JESUITENUNIVERSITÄT

SCHLESIEN hat sehr viel länger als die meisten anderen deutschen Länder der Krönung seines sprichwörtlich guten Schulwesens durch eine oberste wissenschaftliche Bildungsanstalt entbehren müssen, und als es endlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts von Kaiser Leopold, dem Barock- und Jesuitenkaiser, mit einer Hochschule, der nach ihm benannten Leopoldina begnadet wurde, da war das keine eigentliche Landesuniversität, die den allgemeinen wissenschaftlichen Bedürfnissen Rechnung trug, sondern eben eine Jesuitenuniversität, die Spitze und der Abschluß des schlesischen Schulwesens der Gesellschaft Jesu und wie alle diese Kampfesorganisationen der streitenden und triumphierenden Kirche in erster Linie dazu bestimmt, der protestantischen Ketzerei, der in Schlesien die Mehrzahl der Bevölkerung anhing, wirksam entgegenzutreten.

Mögen auch die gelehrten Schriften der Schlesier zeigen — wie es mit gutem Blick für die Zähigkeit des Kolonialvolkes in der Curieusen Reisebeschreibung des Herrn Androphili von 1735 heißt — „daß weder die schon etwas rauhe Nachbarschaft, noch die Ermangelung der Universitäten, dero Gemüter niederschlagen kann, weil sie ungemeinen Fleiß, Lust und Liebe zu denen Wissenschaften tragen," so zeigen doch auf der anderen Seite die in der Geschichte ihres Bildungswesens mehrfach auftauchenden Pläne, Ansätze, Versuche zu schlesischen Universitätsgründungen, daß sie das Fehlen einer eigenen Hochschule lebhaft empfunden haben müssen.

Aber diese Bestrebungen sind meist nicht allzuviel über das Stadium des Wollens hinausgelangt, und die 1409 beim Auszuge der deutschen Studenten zum ersten Male aufgetretene und 1505 von dem Breslauer Rate wieder aufgenommene Absicht, in Breslau eine orthodoxe Gegengründung gegen die der hussitischen Irrlehre verfallene Prager Universität ins Leben zu rufen, hat sich ebensowenig verwirklicht, wie der Hochschulplan des Herzogs Friedrich von Liegnitz aus dem Jahre 1527 oder was sonst noch an derartigen Wünschen und Hoffnungen aus der Ideenwelt des protestantischen Territorialfürstentumes seinen Antrieb erhielt. War aber der Liegnitzer Universitätsplan wegen der Unsolidität der kleinfürstlich-piastischen Wirtschaft sozusagen von Haus aus zum Fehlschlagen verurteilt, so scheiterte der Breslauer Versuch zunächst an der Tatsache, daß Papst Julius II. den vom Rate bereits um „vieles Geld" erkauften Stiftungsbrief des Landesherren, des Königs Wladyslaw von Böhmen und Ungarn, nicht bestätigte. Allein die tieferen Gründe für das endgültige Mißlingen liegen doch wohl darin, daß die von Breslau mit seinem Universitätsgedanken prätendierte geistige Führerschaft Schlesiens im Lande keinen Anklang fand. Denn, wenn dieser Gedanke die Zustimmung und Bereitwilligkeit der Landschaft hinter sich gehabt hätte, so hätte er doch nicht so völlig aus dem Gesichtskreise der Breslauer verschwinden können, wie das nach dem Ausbleiben der päpstlichen Bulle tatsächlich

der Fall war. Aber schon Bauch hat in seiner Geschichte des Breslauer Schulwesens darauf hingewiesen, daß sich das übrige Schlesien bei diesem Gründungsversuche „ganz apathisch“ verhielt. Es hat sich dabei anscheinend — nur auf einer anderen Ebene — ein ähnlicher Vorgang abgespielt, wie ein bis zwei Menschenalter vorher bei dem Zusammenbruche des Breslauer Widerstandes gegen den „Girsik“, den Ketzerkönig Georg Podiebrad. Auch damals hatte ja ein merkwürdiger Widerspruch bestanden zwischen dem „hauptstädtischen Geltungsanspruche“, der die Stadt in das Podiebradsche Abenteuer hineintrieb, und ihrer in Wirklichkeit „geringen politischen Geltung“, die ihr Unternehmen zuschanden werden ließ, wie uns das in der lebensvollen Darstellung dieser Kämpfe durch Richard Koebner so deutlich entgegentritt.

Bei dem Fehlen eines wirklichen geistigen Zentrums war damals in Schlesien der Universitätsgedanke offenbar nur in den bescheidenen Formen des Gymnasium illustre oder academicum, d. h. „einer Gelehrtenschule, an die ein philosophischer und etwa ein theologischer Kursus sich anschloß“ (Paulsen), zu verwirklichen. Indessen das berühmteste schlesische Beispiel dieser Art, das 1604 von dem Freiherrn Georg von Schönaich errichtete Pädagogium zu Beuthen a. O., ging nach kurzer Blüte schon 1628 in den Kriegswirren für immer unter, und während anderwärts die akademischen Gymnasien — z. B. in Straßburg oder Altdorf — sich zu Volluniversitäten auswuchsen, sind die entsprechenden Gründungen der Piasten von Liegnitz, Brieg und Oels trotz mancher Anstrengungen niemals über die Grenzen ihres ursprünglichen Gymnasialcharakters hinausgekommen. Letzten Endes war es dasselbe historisch-geographische Mißgeschick, das Schlesien nach Joseph Partschs Wort „eine glanzvolle Geschichte selbständigen politischen Lebens, selbständiger Kulturschöpfungen“ versagte, was auch die schlesischen Universitätspläne so ungünstig beeinflußt hat: die Abseitigkeit der Lage von den führenden Kulturstätten, die zwangsläufig zu kultureller Isoliertheit und Selbstgenügsamkeit führte, und die Ohnmacht des in viele Kleinfürstentümer zersplitterten Landes inmitten großer konkurrierender Mächte, deren Gegensätze in Schlesien zusammenstießen und seinen Anschluß an den mächtigsten Nachbarn erzwangen. Dieser Anschluß war aber auch meistens ein kultureller Anschluß und in seinen Folgen oft fast gleichbedeutend mit dem Verzicht auf einen eigenen Kulturwillen.

Das Verlangen nach einer eigenen Hochschule, das Schlesien in den Zeiten seiner lockereren Abhängigkeit von Böhmen und Ungarn aus sich selbst nicht hatte befriedigen können, wurde erst gestillt, als das Land in den Rahmen eines großen Staatsverbandes fest eingespannt worden war und nacheinander die österreichische, dann die preußische Staatsgewalt das schlesische Universitätsproblem im Sinne ihrer gesamtstaatlichen Auffassung des Bildungswesens lösten. Diese Auffassung wurde im Habsburgerreiche des Barockzeitalters durch den im westfälischen Frieden staatsrechtlich anerkannten Satz: Cujus regio, ejus religio bestimmt und hatte zur Folge, daß die österreichische Lösung eine konfessionelle

war, während der durch die Toleranzidee der Aufklärung und das Ethos des deutschen Idealismus hindurchgegangenen Staatsauffassung der preußischen Unterrichtsreform eine Lösung entsprach, die den Universitäten als Stätten freier Lehre und Forschung den weitesten geistigen Spielraum gönnte und mit Ausnahme der konfessionellen theologischen Fakultäten und Philosophieprofessuren die Konfessionsverschiedenheiten ganz unberücksichtigt ließ.

Beide Lösungen haben lange auf sich warten lassen. Denn als am 19. Oktober 1811 die Friedrich Wilhelms-Universität feierlich eröffnet wurde, da stand der 70. Jahrestag von Schlesiens fridericianischer Huldigung fast vor der Tür, und als am 21. Oktober 1702 Kaiser Leopold I. die Stiftungsurkunde der Leopoldina vollzog, da war es sogar einunddreiviertel Jahrhundert her, seitdem mit Ferdinand I. zum ersten Male ein österreichischer Herrscher in Breslau seinen Einzug gehalten hatte. Aber wenn die Friedrich Wilhelms-Universität als echte Tochter der preußischen Reformzeit gewissermaßen mit einem stürmischen Elan ins Leben trat, so hat die Leopoldina eine lange, an zäher methodischer Arbeit, aber auch an dramatischen Spannungen reiche Entstehungsgeschichte. Geht doch der Gedanke einer schlesischen Jesuitenuniversität bis auf die Tage des Fürstbischofs Erzherzog Karl von Österreich (1608—24), des Bruders Kaiser Ferdinands II., zurück, der das von ihm 1623 begründete Neisser Jesuitenkolleg zu einer Universität ausbauen wollte. Dieser Gedanke wurde fortan in den schlesischen Niederlassungen des Jesuitenordens nicht mehr aus den Augen verloren.

II.

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts war — auch nach der Meinung der katholischen Historiker — das katholische Leben in Schlesien fast ganz erloschen. Aber ein energischer Impuls zu seiner Wiederbelebung und zur Wiedereroberung des Verlorenen konnte hier wie anderswo doch erst dann entstehen, „als man sich“, nach Rankes Wort, „in der Mitte des Katholicismus, in Rom, um den Papst her“ entschieden hatte, „das im Laufe der Jahrhunderte zustande gekommene kirchliche Institut festzuhalten und nur zu erneuern, mit Geist und Strenge zu durchdringen“, und als mit der 1540 durch die Bulle: Regiminis militantis ecclesiae sanktionierten Gesellschaft Jesu eine Streitschaar zur Verfügung stand, deren überraschend große Erfolge gleich bei ihrem ersten Einsatze in den südeuropäischen Ländern die Durchführbarkeit einer Gegenoffensive großen Stiles verbürgte. Es ist bekannt, welch große Rolle Schule und Unterricht als Mittel zur Beherrschung und Leitung der Seelen dabei gespielt haben. War doch dieser Kampforden — wie Heinrich Boehmer in seinem geistreichen Büchlein über die Jesuiten sagt — „zugleich die größte Unterrichtsgenossenschaft, welche die Menschheit je gesehen hat,“ und von allen seinen Organisationen keine so wichtig wie die neue Gelehrtenschule, die er ins Leben rief.

Die Gegenreformation in Schlesien hat von Wien her ihren Ausgang genommen, wo Petrus Canisius, der Erzvater der deutschen Jesuiten, das erste öster-

reichische Ordenskolleg schuf. Das Kollegium ist die typische Form der Jesuitenschule: eine geistliche, hierarchisch aufgebaute Gemeinschaft, in der unter der Leitung des vom General ernannten P. Rektors eine Anzahl von Ordensmitgliedern zusammenlebt, die einen als Lehrer, die andern als Schüler. Dazu treten dann noch die weltlichen Schüler. Denn jedes Kolleg ist nicht nur eine Pflanzschule für den Orden, sondern zugleich eine öffentliche, für jedermann zugängliche Unterrichtsanstalt.

Sobald die Fortdauer der schnell aufblühenden Wiener Schule einigermaßen gesichert war, begann von dort gegen das Ende der fünfziger Jahre ziemlich gleichzeitig die Ausbreitung des Ordens über alle habsburgischen Lande, und 1562 erschien, von Kaiser Ferdinand geschickt, in Breslau der erste Jesuit. Er trug den fast symbolischen Namen Victoria und hatte den Auftrag, im Zentrum der schlesischen Kirche alles für eine Kolleggründung vorzubereiten. Die Abwehr der Reformation durch die Breslauer Kathedrale war entschieden schwächlich gewesen. Nun sollte durch die Einführung einer Kampfgruppe vom Fähnlein Jesu der religiös erschlaffte Organismus gekräftigt und die ihn lähmende, aus schlesischer Friedseligkeit und humanistischer Weitherzigkeit eigenartig verwebte Toleranzstimmung ausgetrieben werden. Allein Victoria scheiterte. Nicht bloß an der Unfreundlichkeit der überwiegend protestantischen Breslauer Kammer, die die gewünschten Räumlichkeiten nicht hergab, sondern beinahe mehr noch an dem Widerstreben des Domkapitels.

Auch die weiteren Versuche der Jesuiten, in Schlesien Fuß zu fassen, hatten noch keinen rechten Erfolg. Überall wirkte ihnen die offene Feindseligkeit der Protestanten, mehr als einmal aber auch der aktive oder passive Widerstand der Klerisei entgegen. So blieben sie noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch im schlesischen Leben sporadische Erscheinungen. Zwar hatten sie in Breslau, wo sie seit 1581 beinahe ununterbrochen eine mit zwei Vätern besetzte Mission unterhielten, als Domprediger großen Zulauf und die Konversionen namentlich unter der protestantischen Schuljugend mehrten sich, obgleich der Rat ihre Gottesdienste zu besuchen wiederholt verbot. Wohl erstarkte ihr Ansehen in den klerikalen Kreisen, indem sie auf das Diözesanseminar durch Zöglinge des Germanicums, der von Ignatius begründeten römischen Propagandaanstalt für Deutschland, Einfluß gewannen. Aber das, worauf es diesem ausgesprochenen Schulorden am meisten ankam, nämlich die Errichtung eines Kollegiums mit förmlichem Unterrichtsbetrieb, das erreichte er nur in Glatz, der ersten Etappe jeder österreichischen Invasion. Und als hier 1597 das erste Jesuitengymnasium eröffnet wurde, da war inzwischen der Breslauer Posten bereits verloren. Gegen den Ansturm der immer rabiater werdenden protestantischen Agitation hatte die junge jesuitische Pflanzung nicht gehalten werden können.

Vollends aber, als hinter den religiösen der organisierte politische Widerstand der frondierenden Stände trat, um gemeinsam mit den böhmischen Rebellen die im Majestätsbriefe Kaiser Rudolfs von 1609 versprochenen, aber nicht

gewährten ständischen Freiheiten und das Recht der freien Religionsübung mit den Waffen zu erzwingen, da war alle Jesuitenherrlichkeit in Schlesien vorderhand zu Ende. Der Breslauer Fürstentag von 1619 schloß den Orden bei Todesstrafe von allen seinen Territorien aus, nachdem schon im Jahre zuvor mit den Glatzer Ordensbrüdern der letzte Jesuit den schlesischen Boden verlassen hatte.

Dem Breslauer Fürstentage vom 20. Juni 1619 folgte am 20. November 1620 die Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Jäher hat sich wohl selten ein großer historischer Umschwung vollzogen, als der, welcher nun mit dem Siege des Kaisers eintrat. Ein einstündiger Kampf hatte genügt, um alle die kühnen religiösen und politischen Erwartungen zunichte zu machen, mit denen die Empörer in die Schlacht gegangen waren. Fiel auch, dank der sächsischen Vermittelung, die große Abrechnung für die Schlesier gelinder aus als für ihre Verbündeten, die Zurückführung der Jesuiten ließ sich jedenfalls nicht mehr verhindern. Und sie erfolgte in einem ganz anderen Ausmaße und in einem ganz anderen Tempo als bei der ersten Invasion.

Aus der dankenswerten Zusammenstellung der jesuitischen Niederlassungen in Schlesien, welche die Provinzialblätter 1802 bei der Säkularfeier der Leopoldina veröffentlichten, geht hervor, daß von den acht Kollegien, welche der Orden dort bei seiner Auflösung (1773) besaß, nicht weniger als fünf ihren Ursprung auf das Jahrzehnt zurückführen können, das der Schlacht am Weißen Berge folgte. 1623 wird das Glatzer wiederhergestellt — und wie schon gesagt — das Neisser begründet. Sein erster Rektor ist P. Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken. Drei Jahre darauf entsteht das Glogauer Kolleg und wird der glückliche Erbe der Schulgüter des Beuthener Pädagogiums. In Sagan hat Wallenstein 1628 die Jesuiten eingeführt. 1629 beginnen sie ihre Schweidnitzer Mission, um auch hier etwas später zur Schulgründung fortzuschreiten. Abgesehen von Breslau, den territorialfürstlichen Hauptstädten: Liegnitz Brieg, Oels und dem damals böhmischen Oppeln, das erst 1668 sein Jesuitenkolleg erhält, hat sich der Orden — wie man sieht — beinahe in allen größeren schlesischen Städten fest eingenistet und betreibt überall einen regelrechten, allerdings durch die Kriegs- und Pestzeiten noch häufig behinderten und unterbrochenen Gymnasialunterricht. Indessen auch die Rückeroberung Breslaus ist nur noch eine Frage der Zeit, und schließlich verschwindet 1675 mit dem Aussterben der Dynastie auch das Haupthindernis, das einer Kolleggründung in der alten Piastenstadt Liegnitz im Wege gestanden hatte. In Brieg, wo es nicht bis zur Kolleggründung kommt, entsteht wenigstens, wie in Hirschberg oder in Wartenberg, eine Residenz, d. h. eine kleinere, gewöhnlich mit vier bis sechs Vätern besetzte Niederlassung, die hauptsächlich der Predigt, der Seelsorge und der Volksmission dient, nach Möglichkeit aber auch Unterricht erteilt.

III.

Am 20. Februar 1638 sind die Jesuiten zum zweiten Male in Breslau eingezogen. Das war keine Entrée joyeuse! Sie kamen – wie 1581 zwei an Zahl –

„sancto astu et ausu“ in einem verdeckten Wagen. Der schlesische Kammerpräsident, der mit darin saß, hat sich persönlich um die Einschmuggelung der geistlichen Konterbande bemüht. Organisator des Unternehmens war der Prälat des Matthiasstiftes, ein Konvertit und eifriger Förderer der Gesellschaft Jesu. Er wollte ihr die eine der beiden protestantischen Hauptpfarrkirchen Breslaus, die früher seinem Stift inkorporiert gewesene Elisabethkirche, übereignen lassen und trat deswegen mit P. Lamormain, dem Beichtvater Ferdinands II., in Korrespondenz. Aber auch die beiden Jesuiten kamen mit großen Erwartungen. Brachten sie doch das kaiserliche Versprechen mit, es solle ihnen die Breslauer Burg für die Gründung eines Kollegs überlassen werden.

Das waren Erwartungen, die über das zur Zeit mögliche weit hinausgingen. Zwar hatte sich Breslau nach seinem zweiten Abfall vom Kaiser im Prager Frieden (1635) aufs neue unterworfen. Aber indem es seine Religionsfreiheit und das Jus praesidii behauptete, sicherte es sich eine Art von bewaffneter Neutralität, die für die Habsburger eine zweifelhafte Sache blieb, solange die Schweden alljährlich im Lande erschienen. Unter diesen Umständen konnte natürlich von der Rekatholisierung der Elisabethkirche gar keine Rede sein. Aber auch die Hoffnung der Jesuiten auf die Überlassung der Burg wollte und wollte nicht in Erfüllung gehen. Wenn auch schon längst nicht mehr von den österreichischen Herrschern bei ihren Huldigungsfahrten bewohnt, so bedeutete die Burg für die Breslauer doch noch immer das sichtbarste Wahrzeichen der kaiserlichen Majestät. Seine Auslieferung an die aggresivste katholische Propaganda hätte in der zu Neunzehnteln protestantischen Stadt zu einem Odium geführt, das die kaiserliche Politik in dem kritischen letzten Jahrzehnt des großen Krieges noch nicht auf sich zu nehmen wagte.

Wie bei seiner ersten Mission, hieß es also für den Orden auch diesmal wieder bei Kleinem anzufangen. P. Wazin predigte, P. Pfeilschmidt begann unter dem Schutze des Stiftsprälaten die ersten Schüler zu sammeln. So wurde das Matthiasstift die erste Station auf dem Wege zur Leopoldina, wie es im Kreislauf der Dinge auch ihre letzte werden sollte. Insofern nämlich, als die 1811 von der Jesuitenhochschule abgelösten Studia inferiora in Gestalt des heutigen Matthiasgymnasiums in das säkularisierte Stift zurückkehrten, während die Studia superiora in der Universität aufgingen. Denn bis dahin hatten beide eine im Aufbau des jesuitischen Studienwesens begründete organische Einheit gebildet.

Wie bei der ersten Mission, so traten aber auch diesmal wieder die Erfolge der Ordenspropaganda in den Konversionen protestantischer Schulen am auffälligsten in die Erscheinung. Die damalige Jesuitenschule hatte vor der protestantischen gewisse Vorzüge, durch die sie auch auf die nichtkatholischen Kreise eine starke Anziehungskraft ausübte.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß diese Vorzüge nicht auf einer Wesensverschiedenheit der jesuitischen und protestantischen Unterrichtsziele beruhten. Denn die waren hier wie dort durch das gemeinsame christlich-

humanistische Bildungsideal bestimmt. Und hier wie dort drehte sich der Unterricht in der Hauptsache um eine formale Verwertung der antiken Autoren zur Erlangung der Eloquenz, d. h. eines korrekten und flüssigen lateinischen Ausdrucks in Vers und Prosa, während das aus der Lektüre erwerbbare Sachwissen, das im Sinne der Zeit ein enzyklopädisches war, zugunsten der schönen sprachlichen Form vernachlässigt wurde. Dieser Formalismus trat in den Ordensschulen sogar noch stärker als in den protestantischen hervor. Das entsprach einmal dem Sinn für äußere Formen, der durch alles Jesuitenwesen geht, sodann der religiösen Kampfnatur der Gesellschaft, die die Wissenschaft doch nur als Waffe zur Aufrechterhaltung der Rechtgläubigkeit wertete und in den Klassikern in erster Linie vollendete Lehrmeister für eine formal-dialektische Ausbildung sah. Es entsprach aber auch ihrem straffen zentralistischen Aufbau, daß die Systematik ihres Unterrichtes eine straffere, die Auswahl und Kontrolle ihres Lehrpersonals eine systematischere, ihre Schulzucht eine wirksamere sein konnte als bei den Protestanten, wo alle diese Dinge noch kaum organisiert und mehr oder weniger dem Zufall überlassen waren.

Zu diesen Gradunterschieden organisatorischen Könnens traten noch weitere Unterschiede mit den pädagogischen Neuerungen, die die Jesuiten einführten. Sie legten in ihrer Erziehung auf gute Manieren der Schüler den größten Wert; ihre Schulen waren die ersten seit der Antike, die wieder die Leibesübungen pflegten; sie schafften die Prügelstrafe ab oder suchten sie doch wenigstens auf die unteren Klassen zu beschränken und traten mit alledem in einen Gegensatz zum protestantischen Schulwesen, wo Körperpflege und manierliche Haltung keine, die Rute dagegen die größte Rolle spielte. Öffneten sich die Väter damit zugleich die Herzen der Vornehmen und Reichen, so zogen sie die Ärmeren durch ihre Schulgeldfreiheit und die Freistellen ihrer Konvikte an und verstärkten ihre Werbekraft noch durch ihre vollendete Regiekunst, durch die sie den wichtigen Ereignissen des Schülerlebens: den geistigen Wettkämpfen der Preisskripten und Disputationen oder den dramatischen Aufführungen der Schultheater den feierlichsten und phantastischsten Anstrich gaben.

Die Erfolge der jesuitischen Propaganda riefen unter den Breslauer Protestanten eine große Empörung hervor, die sich in Wortgefechten von den Kanzeln, in Pamphleten der Schulmeister und den Raufereien der Stadt- und Ordensschüler entlud. Sie nötigte auch die Stadtväter, aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herauszutreten. Als 1644 die Absicht des Ordens offenbar wurde, innerhalb der Ringmauern ein großes Kolleggebäude mit einer Kirche zu errichten und der Kaiser zu diesem Zweck ein Grundstück erwarb, das nach den städtischen Privilegien nur an Breslauer Bürger verkauft werden durfte, da raffte sich der Rat und beschloß, durch eine Gesandtschaft an den Landesherrn zu appellieren. Damit begann jene zähe und systematische Opposition, der gegenüber – wie Reinkens in seiner Geschichte der Leopoldina sagt – die

Sozietät sich „keinen Fuß materiellen Besitzes, keinen verwitternden Stein und keinen faulenden Balken zum Eigentum ohne heißen Kampf erringen konnte“. Damit wurden aber auch die infolge des schnellen Fortschrittes ihrer Schule üppig aufgekeimten Hoffnungen der Väter von neuem auf eine harte Geduldsprobe gestellt.

Mit zwölf Schülern hatte P. Pfeilschmidt im März 1638 — wie es scheint — seinen Unterricht im Matthiasstifte begonnen. Ende April war die Zahl der Schüler auf 40, am Jahresschlusse auf 100 gestiegen. 1641 hatte sie sich mehr als verdoppelt. Die Missionsberichte geben an, daß viele Adlige aus Schlesien und Polen darunter waren. Die starke Frequenz erforderte größere Räume und ein vermehrtes Lehrpersonal. Im Spätsommer 1638 wurde dem Orden „ad interim“ die Kaiserliche Münze (Ritterplatz 1) eingeräumt und ungefähr gleichzeitig ein dritter Jesuit nach Breslau gesandt, dem weitere folgten. So ward die Mission 1639 zur Residenz, die bald sechs Patres zählte und der, dank der Freigebigkeit eines Breslauer Domherrn und ehemaligen Germanikers, auch bald ein Konvikt angegliedert werden konnte. Es wurde 1642 im Hause schrägüber der Münze (Schuhbrücke 47) mit vier Stipendiaten eröffnet und 1699, nachdem die Zahl seiner Freistellen sich verzehnfacht hatte, in das Konviktsgebäude bei der Matthiaskirche (Schmiedebrücke 35) verlegt. In die Eröffnungszeit des Konviktes fällt wohl auch der Ursprung der Breslauer Marianischen Kongregation, einer jener Schülervereinigungen, die sich unter den besonderen Schutz der Gebenedeiten Gottesmutter stellten, um mit deren Beistand sich zu einem frommen und tugendhaften Leben anzuspornen. Da die Kongregationisten verpflichtet waren, „sich gegenseitig zu überwachen und bei ihren regelmäßigen Zusammenkünften an ihre Fehler und Vergehen zu erinnern,“ so durften solche Vereine als „nützliche Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin“ (Boehmer) an keinem Jesuitenkollegium fehlen. Mit dem Ausbau der Breslauer Schule zerfiel die dortige Kongregation in zwei Abteilungen (Congregatio Latina major und minor) für die älteren und jüngeren Schüler.

Die Schule selbst wurde planmäßig von unten her aufgebaut, wie das die Ratio atque Institutio Studiorum S. J. von 1599 für „die bis ins kleinste sich erstreckende Normierung des gelehrten Unterrichtes“ (Paulsen) vorschrieb. Nachdem die unteren Klassen: Rudimenta (Sexta), Principia (Quinta), Grammatica (Quarta), Syntax (Tertia) dastanden, in denen, wie ihr Name besagt, der Schüler sich die vollständige Beherrschung der lateinischen Grammatik aneignen sollte, wurden 1640 die beiden vorzüglich der Einübung der Eloquenz dienenden Klassen: Poësis (Sekunda) und Rhetorik (Prima) hinzugefügt. Mit anderen Worten: in zwei bis drei Jahren war hier ein Vollgymnasium entstanden, das sämtliche Studia inferiora der Jesuiten auf dem Lehrplane hatte. Als dann 1644 von den Studia superiora noch die Klassen: Logica und Physica hinzukamen, da war das Gymnasium schon ein Lyzeum, dem nur noch die Metaphysica und die theologischen Kurse fehlten, um in die Reihe der am reichsten ausgestatteten Jesuiten-

kollegien einzurücken, und es entsprach vollkommen dieser fortgeschrittenen Entwicklung, wenn die Breslauer Residenz 1646 auch förmlich zum Kolleg erhoben wurde. Das war die Lage der Schule, als die aus der Enge des Münzhauses herausstrebenden Väter — wie wir sahen — an einen Neubau dachten, da ihnen die Burg noch immer versagt blieb.

An Mitteln für den Neubau fehlte es nicht. Denn abgesehen davon, daß P. Lamormain und P. Gans, die Hofbeichtväter, schon dafür sorgten, daß die Wiener Quellen immer im Flusse blieben, verleugneten auch die Breslauer Jesuiten die Meisterschaft des Ordens in der Kunst der Geldbeschaffung nicht. Sie waren erst unlängst in den Besitz einer großen Erbschaft von 100000 Fl. gelangt. Schwierig war nur die Bauplatzfrage. Aber auch die schien schon gelöst, als das ganze Projekt an dem Widerstande des Breslauer Rates scheiterte.

Der Linzer Rezeß vom Jahre 1645, der bis auf weiteres das Rechtsverhältnis zwischen der Stadt und dem Orden regelte, hat den Breslauern ein schweres Stück Geld gekostet. Eine besondere „Jesuitensteuer" mußte ausgeschrieben werden, um die 25000 Taler für den Kaiser und die 10000 Taler für seine Räte aufzubringen, die von den Gesandten der Stadt in Linz, wo der Wiener Hof sich damals aufhielt, als „Adjutum" und als „Gratialien" — unter denen ein paar Truhen feiner schlesischer Leinwand für die Hofratsgattinnen nicht vergessen waren — gezahlt worden sind. Reichten auch diese Summen nicht aus, um die Majestät, wie der Rat gehofft hatte, zu einer „gänzlichen Ausschaffung" der Jesuiten aus dem Breslauer Weichbilde zu vermögen, so brachte sie doch zuwege, daß in dem Rezeß auf einen Kollegbau innerhalb der Stadt verzichtet und dem Orden dafür das Stadtgut auf der Sandinsel, das Grundstück des heutigen Osteuropa-Institutes, zur Verfügung gestellt wurde.

Diese Entscheidung kam den Jesuiten begreiflicherweise sehr ungelegen. Denn weder wollte ihnen die enge Nachbarschaft mit dem Dom- und Sandklerus behagen, noch mochten sie angesichts des fortdauernden Krieges für ihre Gebäude des Schutzes des Breslauer Festungsgürtels entbehren. Sie gaben sich also keine große Mühe, um in den Besitz des ihnen zugesagten Sandgutes zu kommen, und da auch von seiten des Rates weiter nichts geschah, so blieb vorläufig alles beim alten. Nur einmal noch, im Februar 1648, als der Kaiser die religiös unzuverlässigen Minoriten bei St. Dorothea ausweisen wollte, schien sich dem Orden eine neue Möglichkeit zur Erlangung einer geräumigeren, in der Stadt gelegenen Lokalität zu bieten. Aber, wenn die Väter mit Hilfe ihrer Gönner in die freiwerdenden Klosterräume einzuziehen gedachten, so hatten sie dabei im eigentlichen Sinne des Wortes die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn die derben, von den Bürgern in Schutz genommenen Bettelmönche machten von ihrem Hausrechte den ausgiebigsten Gebrauch und trieben den Kammerpräsidenten samt seinem Exmissionskommando zum Tore hinaus. Den Jesuiten aber jagten sie einen solchen Schrecken ein, daß sie sich sechs Wochen lang aus ihrer von zahlreicher Stadtsoldateska bewachten Schule nicht heraustrauten, wenn auch ihr Un-

terrichtsbetrieb — wie sie selber mit Genugtuung überliefert haben — nur einen Tag stille stand. Das einzige Nachspiel, das die Sache hatte, war ein neuer vergeblicher Antrag des Rates auf Entfernung der Unruhestifter. Die Väter blieben in der Stadt, aber sie blieben auch in ihrem alten Münzhause, in dem sie nun schon an die zehn Jahre saßen und noch weitere elf Jahre sitzenbleiben mußten, bis sie schließlich das Kaiserliche Reskript vom 26. September 1659 erlöste, das ihre Übersiedelung in die Burg anordnete.

IV.

Die Übersiedlung der Jesuiten in die Breslauer Burg (12. Oktober 1659) erfolgte, als die Gegenreformation in Schlesien mit den Kirchenreduktionen (1653), durch die sechseinhalbhundert protestantischer Gotteshäuser in den schlesischen Erblanden des Kaisers rekatholisiert wurden, ihren größten Schlag geführt hatte. Dank der ihm 1648 wiederum bestätigten Religionsfreiheit blieb Breslau zwar von dem Zugriff der Reduktionskommissare verschont. Ja, es verfuhr sogar nach einem ähnlichen Prinzip wie der Kaiser, wenn sein Rat die Katholiken von allen Stadtämtern ausschloß und seine Zünfte kein katholisches Personal anstellten. Aber mit den österreichischen Behörden, welche die Stadt in den letzten Jahrzehnten hatte aufnehmen müssen, war Breslau auch das Zentrum einer mächtigen katholischen Bureaukratie geworden, die sich unbeschadet der protestantischen in ihrer eigenen Religionsfreiheit nicht wollte verkümmern lassen und es durchsetzte, daß alle Beschränkungen, denen die Zeremonien des katholischen Kultes außerhalb seiner Kirchen unterlagen, in Wegfall kamen. Hatte bis dahin kein katholisches Leichenbegängnis bei Tage die innere Stadt passieren dürfen, so wurde 1662 – zum erstenmal wieder seit 1525 – die Fronleichnamsprozession über den Ring geführt. Es läßt sich aus den Erinnerungen der Zeitgenossen beinahe etappenweise ablesen, wie neben die Kaufmannstadt, neben das bürgerliche und protestantische Breslau, dem bisher ihre Schilderungen hauptsächlich gegolten, in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ein anderes Breslau tritt: die im Geschmacke des Barocks prunkende Residenz eines großen Kirchenfürsten, der Schauplatz eines dauernd festlich erregten religiösen Lebens und Treibens.

Das war eine Atmosphäre, die für die religiöse und künstlerische Phantasie der Jesuiten die erwünschteste Möglichkeit zu weiter und fruchtbarer Betätigung gab und die selber mitgeschaffen zu haben zu den großen ästhetischen Leistungen des Ordens gehört. „Er vorzugsweise“, sagt Gustav Freytag, „wurde der Vertreter des modernen und höfischen Gepränges in Kirche und Schule.“ Das war aber auch eine Atmosphäre, wie sie die Breslauer Väter brauchten, wenn ihre Hoffnung auf die Erhebung des Jesuitenkollegs zur Universität nicht alle Flügelkraft verlieren sollte. Denn bei dem Bestreben, ihrem Schulgebäude diesen so ganz der Glorifikationsstimmung der Ecclesia triumphans entsprechenden monumentalen Abschluß zu geben, hatten sie noch immer

mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ja man kann sagen, je näher die Schule durch ihre Entwicklung dem angestrebten Ziele zu kommen schien, desto weiter wurde seine Erreichung durch dazwischentretende äußere Widerstände hinausgeschoben. Besaß doch die Anstalt schon 1668, wo mit der Einrichtung des obersten theologischen Kurses der Aufbau der Studia superiora vollendet war, den gesamten für die Ordenshochschulen erforderlichen Lehrapparat. Denn die Jesuitenuniversitäten pflegten immer nur zwei Fakultäten, die theologische und die philosophische, zu unterhalten, weil es den Ordensmitgliedern durch ihre Konstitutionen untersagt war, ein medizinisches oder juristisches Lehramt – es sei denn ein kirchenrechtliches – zu bekleiden. Deshalb besetzten die Väter auch in den älteren katholischen Volluniversitäten, in die sie eindrangen, immer nur die theologischen und philosophischen Lehrstühle. Hinzu kam, daß die Breslauer Frequenz, die von den 402 Schülern, welche 1659 aus der Münze in die Burg übersiedelten, in den Schuljahren 1665/66 auf 484, 1675/76 auf 702 und 1701/02 auf 896 Köpfe stieg, stattlich genug war, um es mit so mancher von den Jesuitenuniversitäten aufzunehmen. Was fehlte, das waren die Privilegien, vor allem das Promotionsrecht und die akademische Gerichtsbarkeit. Die Patres in Breslau sollten jedoch bald gewahr werden, daß es offenbar leichter war, eine große Schule zu errichten, als diese Privilegien zu erlangen.

Die Schwierigkeiten, die vorher noch behoben werden mußten, waren räumlicher und finanzieller Art, und ihre Überwindung gestaltete sich deshalb so kompliziert, weil lokale Faktoren und Momente der allgemeinen Zeitlage in den Widerständen zusammenwirkten. Zunächst schien mit dem Einzug in die Burg, der wieder in aller Heimlichkeit geschehen war, das Raumproblem über Erwarten gelöst. Allein bei dem Wachstum der Schulfrequenz vermochte die Lösung nur vorübergehend zu befriedigen. Denn man hatte den Vätern nur einen Teil der Burg eingeräumt, den sie als kaiserliche „Gäste“ bewohnten. Das war eine Konzession der Regierung gewesen, die die düpierten und über die Verletzung des Linzer Rezesses entrüsteten Breslauer beschwichtigen sollte, aber auch der Raumnot der Kammer Rechnung trug, die in die viel zu kleine Münze hatte umziehen und u. a. ihre Aktenbestände in der Burg zurücklassen müssen. Mit solcher Zwischenlösung war natürlich auf die Dauer keiner der drei Parteien gedient. Den Jesuiten aber schuf sie in der aus der Burg verdrängten Bureaukratie einen neuen Gegner, der ihren Versuchen, sich dort auszubreiten, eine störrige Resistenz entgegensetzte. Dieser passive Widerstand hat freilich so wenig wie das aktive Vorgehen des Breslauer Rates die Übereignung der Burg an den Orden verhindert, die durch die Schenkungsurkunde Leopolds I. vom 14. Juni 1670 erfolgte. Wenn jedoch der Widerstand der Stadt damit erledigt war, daß der Kaiser über den Linzer Rezeß, der zwar noch einmal mit einer die Burg betreffenden Klausel formell erneuert wurde, tatsächlich zur Tagesordnung überging, so verstanden es die Breslauer Bureaukraten, die

Ausführung der Schenkung noch über ein dreiviertel Jahr hinauszuziehen. Die Kammerakten aber blieben noch bis 1676 in der Burg.

Die Historiker der Leopoldina haben diesem Widerstande der katholischen Breslauer Bureaukratie gegen die Jesuiten wenig Beachtung geschenkt. Er erscheint aber um so bemerkenswerter, als wir in derselben Zeit auch das Beamtentum der böhmischen Hofkanzlei, der Wiener Zentralbehörde für Schlesien, zu erheblichen Teilen von einem starken Ressentiment gegen den Orden beherrscht finden und wohl kaum fehlgehen, wenn wir in beiden Fällen zugleich Symptome der großen Wandlung erblicken, welche die Beurteilung der Gesellschaft Jesu seit dem Ende des 17. Jahrhunderts auch innerhalb der katholischen öffentlichen Meinung erfuhr. Die dieser Wandlung zugrunde liegenden Verfallserscheinungen im jesuitischen Organismus sind bekannt. Sie bewirkten, daß der in Gruppen mit kräftig entwickelten Sonderinteressen zerfallende Orden seiner ursprünglichen universalen Aufgabe immer weniger genügte und infolge seines offensichtlichen Strebens nach Reichtum, Pomp und weltlicher Geltung von dem hohen Piedestal des heilig-strengen Ritters der katholischen Weltherrschaft herabsank. Jetzt wurde er als eine unter anderen Organisationen – geistlichen und weltlichen – in deren schonungslosen Konkurrenzkampf tief hineingezogen. Je mehr aber das Mißverhältnis zwischen seinen alten Ansprüchen und seinen gegenwärtigen Leistungen wuchs, desto schärfer bekam er die Feindschaft der von seiner Herrschsucht und Habsucht Beeinträchtigsten zu spüren: der kirchlichen Korporationen, die er an Besitz und Einfluß geschmälert, wie der staatlichen Behörden, deren Tätigkeit er mit seinen Hofintrigen durchkreuzte und störte.

Trat aber damals das Nachlassen der Leistungen auf fast allen Arbeitsgebieten des Ordens hervor, so erschien er doch nirgends so rückständig wie in seinem einst als das zeitgemäßeste gepriesenen Unterrichtswesen. „Die Bildungselemente des Humanismus hatte er sich angeeignet, die Entwicklung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnis geschah außerhalb seiner Kreise; der Neubildung der Philosophie und Weltanschauung auf Grund dieser neuen Voraussetzungen sah er mit Mißtrauen zu; seine Universitäten hielten streng am aristotelisch-thomistischen Lehrbetrieb fest; so in die Rolle des mißvergnügten Zuschauers gedrängt, verlor er sein Ansehen.“ In diesen Sätzen hat Friedrich Paulsen in seiner Geschichte des Gelehrten Unterrichtes die Hauptmomente der geistesgeschichtlichen Entwicklung knapp und treffend gekennzeichnet, durch welche die Jesuitenhochschulen von den protestantischen überholt wurden. Aber es gab doch auch noch andere Gründe, weswegen gerade das katholische Beamten- und Ständetum Ursache hatten, mit den Leistungen der Ordensuniversitäten unzufrieden zu sein. In einem Zeitalter, wo der seiner ständischen Privilegien großenteils beraubte Adel im Hof- und Staatsdienste sein Unterkommen suchte und eine formaljuristische Bildung für die führende Schicht immer erforderlicher wurde, war eine Hochschule tatsächlich nicht mehr

zeitgemäß, die ihrer Organisation nach die Jurisprudenz vom Lehrplan ausschloß. Eine Änderung dieser Organisation durch staatliche Einwirkung lag außerhalb der Möglichkeit. Denn obgleich in der Hauptsache aus Staatsmitteln finanziert, waren die Jesuitenschulen Unternehmungen einer privaten Gesellschaft, die durch ihre Privilegien jeder staatlichen Kontrolle entzogen blieben.

Freilich hat es innerhalb der Ordensuniversitäten nicht an Bemühungen gefehlt, die Exklusivität ihres Zweifakultätensystems durch Angliederung einzelner juristischer Professuren zu mildern. Auch an der Breslauer Hochschule wurde später zeitweilig ein Rechtsgelehrter, gewissermaßen als „Privatdozent“ (Nürnberger), zugelassen, um die fehlende Juristenfakultät notdürftig zu ersetzen. Indessen, solange sich die Jesuiten aus Gründen des strengen Subordinationsprinzipes ihrer Verfassung, das jedes Mitglied eines Kollegs der uneingeschränktesten Kommandogewalt des Rektors unterwarf, gegen den Fremdkörper einer mit Nichtjesuiten besetzten Juristenfakultät wehrten, konnte begreiflicherweise von einem vollwertigen juristischen Hochschulbetriebe keine Rede sein. Es ist schwer zu begreifen, warum sich der Orden in einer so lebenswichtigen Frage seines Unterrichtswesens nicht zu einer Anpassung der Konstitutionen an die Zeitforderungen entschloß und die juristischen Studien an seinen Universitäten in die eigene Hand nahm. Um so mehr, als ihm hier kein kanonisches Hindernis – wie bei den medizinischen – im Wege stand und er, nach Eberhard Gotheins Wort, durch „die ganze deduktive Denkart, die in der Jesuitenbildung vorwaltete“, zur Jurisprudenz „gedrängt wurde“. Allein diese Frage aufwerfen, hieße den ganzen Fragenkomplex nach der Möglichkeit einer Ordensreform überhaupt erörtern, den die Kirche selber durch das „Sint ut sunt aut non sint“ Clemens' XIII. beantwortet hat.

Wie wenig aber die Wiener Regierung das Zweifakultätensystem der Jesuitenhochschulen den Zeitbedürfnissen entsprechend fand, zeigt auch die Tatsache, daß die 1677 auf Verlangen der Tiroler Stände errichtete Innsbrucker Universität als erste nachreformatorische Hochschulgründung in den habsburgischen Ländern wieder von vornherein mit vier Fakultäten ausgestattet wurde. Es ist also weiter nicht erstaunlich, daß der Wunsch der Breslauer Väter nach Erhebung ihrer Hochschule zur Universität bei der Wiener Bureaukratie nicht viel Gegenliebe fand. Zumal in den Zeiten des dauernden Zweifrontenkrieges gegen Türken und Franzosen, der die Staatsfinanzen auf das äußerste in Anspruch nahm. Später, als die Leopoldina bereits vollendete Tatsache war, wurden die Breslauer Deputierten von einem der Herren von der Hofkanzlei mit dem Troste entlassen, es werde aus der neuen Hochschule nichts Rechtes werden, es sei „eine Lumperei mit allen Jesuitenuniversitäten, die sie allein innehätten“. Dieses Urteil kann höchstens dem Wortlaute nach extrem genannt werden. Sachlich war es der Ausdruck einer Auffassung, die sich bei der Lage der Dinge einem nicht voreingenommenen höheren Staatsbeamten unwillkürlich bilden mußte.



Wenn trotzdem schließlich aus der Breslauer Jesuitenschule eine Universität geworden ist, so war das vor allem dem Einfluß ihres Rektors P. Friedrich Wolff von Lüdinghausen, eines baltischen Edelmannes, zu verdanken, der seiner ganzen Wirksamkeit, wie durch seine ungewöhnliche Vertrauensstellung bei Leopold I. dem von den Jesuiten „kreierten" (Boehmer) Typus der politisch ebenso einflußreichen wie unverantwortlichen, sich in alles mischenden Hofbeichtväter zuzuzählen ist, wenn er auch deren seelsorgerische Funktionen nicht ausübte. Reinkens hat ihn, stark übertreibend, einen der „wenigen Mächtigen der Erde" genannt. Richtiger ist wohl, daß er ein weltkluger, geschäftiger, für seine Person uneigennütziger Mann von ausgesprochen diplomatischer Begabung war, der sich durch eine vollendete hofmännische Bildung und die Konzilianz einer geborenen Vermittlernatur nach vielen Seiten gute Beziehungen zu schaffen wußte, um sie im Interesse seines Kaisers, aber auch seines Ordens, geschickt auszunutzen.

Die Aktion des P. Wolff zur Erlangung der Universitätsprivilegien war planvoll und von langer Hand vorbereitet. Während seines ersten Breslauer Rektorates (1687–91) suchte er zunächst den Besitz des Kollegs an der Burg durch Erbauung eines großen Gotteshauses (Matthiaskirche) auf dem Burggelände endgiltig sicherzustellen und neues Baugelände zu gewinnen. Denn durch den Kirchenbau war von der Bodenfläche der Burg, die doch nur den östlich des Kaisertores gelegenen Teil des heutigen Universitätsareales (einschließlich dem des chemischen Institutes) umfaßte, ein beträchtliches Stück für die Schulzwecke verlorengegangen. Dann erst – in der Zeit seines zweiten Rektorates (1694–97) – trat er mit seinem Universitätsplane hervor. Voraufgegangen waren noch einige Liebenswürdigkeiten, die er den rangsüchtigen Breslauer Patriziern erwies, verständnisinnig sie an ihrer schwächsten Stelle packend. Dem einen hatte er durch seine Hofbeziehungen den Ritterstand, dem anderen den kaiserlichen Ratstitel, allen aber statt des früheren „ehrbar" die Anrede „ehrenfest" verschafft. Die Zeiten waren vorüber, in denen sich das Verhältnis zwischen Stadt und Orden in den Klopffechtereien der Väter mit den Prädikanten und Schulmeistern erschöpfte. Aber auch unter der Courtoisie des Kavalierzeitalters dauerte der religiöse Gegensatz mit kaum verminderter Schärfe fort. Der Fehler in Wolffs Spekulation lag in seiner höfischen Perspektive, die ihn die Gebundenheit des Rates an den protestantischen Volkswiderstand nicht richtig einschätzen ließ.

Denn kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, der Rektor petiere beim Kaiser um die Universität und das Vorgelände der Burg, so ergriff die ganze Stadt eine gewaltige Aufregung, und unverzüglich war auch der Rat mit einer motivierten Gegenerklärung zur Stelle. So oft von den Jesuiten hinter das Licht geführt, wollte er nicht wieder die Gelegenheit verpassen. Allein diesmal kam er zu früh. Seine Eingabe war gegenstandslos, da Wolff die seinige noch nicht abgesandt hatte. Dem Pater dagegen kam er gerade recht. Er konnte das ihm

von seinen Wiener Freunden sofort übermittelte Material bei der Redaktion seiner Bittschrift mit Vorteil verwenden.

Allerdings besteht das Interessante an dieser Bittschrift (Anfang Mai 1695) nicht in ihrer Widerlegung der Breslauer Einwände; denn da steht Behauptung gegen Behauptung, und beide reden meist aneinander vorbei. Viel interessanter sind ihre positiven Vorschläge, die sichtlich bemüht sind, den Universitätsplan auch gegen die Einwendungen der ordensfeindlichen Bureaukratie im voraus zu sichern. Seine Bitte beschränkt sich nicht auf die Privilegien für die schon bestehende philosophische und theologische Fakultät des Kollegs, sondern ist auf eine Volluniversität gerichtet, die auch an akatholische Studenten die akademischen Grade verleiht, was an den eigentlichen Ordenshochschulen nicht möglich war. Dadurch würde Schlesien von dem Zwange, seine Jugend, insonderheit die seines „vortrefflichen Adels", mit Ausführung „großmächtiger Summen Geldes", auf fremde Universitäten zu schicken, befreit und ein traditionelles, von dem Breslauer Rate selber vor langer Zeit (Universitätsplan von 1505) „mit großen Spesen und vieler Arbeit" erstrebtes Ziel erreicht werden. Wolff wußte, weshalb er diesen Appell an das merkantilistische Herz der Bureaukratie in seinem Gesuch so stark hervorklingen ließ. Er wußte aber auch, daß der fromme Kaiser das Zurücktreten der religiösen hinter der materiellen Motivierung nicht mißverstehen werde. Und daß Leopold den Pater verstanden hat, können wir – worauf Reinkens schon hinwies – aus der Gründungsurkunde von 1702 ersehen, in der der Kaiser offen erklärt, „die Stiftung erfolge vor allem zur Förderung der Ehre Gottes und zum Wachstum des heiligen Glaubens und der katholischen Religion".

Wolff hatte die ausschlaggebenden religiösen Beweggründe aus taktischen Rücksichten nur indirekt hervortreten lassen. Den Breslauer Protestanten verbot der Respekt vor der katholischen Majestät die Besorgtheit um das religiöse Bekenntnis als das Leitmotiv ihres Widerstrebens anzugeben. Was sich jedoch an Einwendungen gegen das Vorhaben der Jesuiten mit diesem Respekte vereinigen ließ, das haben sie alles in den verschiedenen umfangreichen Schriftstücken, die der Rat, die Kaufmannschaft und die Zünfte nach Wien schickten, mit großer Gründlichkeit vorgebracht. Der Linzer Rezeß, die alten Privilegien der Stadt, die die von Wolff beanspruchte akademische Jurisdiktion „durchlöchere", wurden wiederum in die Erinnerung gerufen. Vor allem aber wurde umständlich nachgewiesen, daß eine Universität und ihr Studentenleben unverträglich sei mit dem Leben und Treiben in einer großen, verkehrsreichen Handelsstadt. Dieses Thema wurde in immer neuen Variationen durchgeführt und in schwülstig-pathetischen Klagetönen vorgetragen, die im Zeitalter und in der Heimat der zweiten schlesischen Dichterschule nicht überraschen.

Reinkens hat die Aktion der Breslauer sehr ironisch, fast wie einen Schildbürgerstreich behandelt. Er hat aber die barocken Hyperbeln in ihren Eingaben viel zu wörtlich genommen, um zu dem eigentlichen Sinn vorzudringen. Die

Stadt wehrte sich gegen die Studenten nicht aus „geängstigter Einbildungskraft“, sondern aus einem wirklichen polizeilichen Interesse. Sie wollte ihrem aufsässigen Handwerkertum nicht noch eine neue schwierige Volksklasse hinzufügen und berief sich dabei mit Recht auf das Beispiel anderer Handelsstädte, wie Nürnberg und Braunschweig, deren Obrigkeiten die Hochschulen nach Altdorf und Helmstedt, „als kleine, zum Studieren bequeme Örter“, gelegt, der alten Praxis folgend, für Ruhe und Sicherheit durch Fernhaltung ruhestörender Elemente zu sorgen. Daß ihre Besorgnis nicht unbegründet war, haben die späteren Studentenexzesse bewiesen, die 1714 und 1733 einen solchen Umfang annahmen, daß die städtische Garnison dazwischenschießen mußte. Kein Wunder also, wenn die Breslauer, um solche Gefahren rechtzeitig abzuwenden, sie so düster als möglich malten. Wenn aber Reinkens an ihren Einwänden jedes ideale Motiv vermißt und ihnen vorwirft, sie hätten auch den Kaiser auf ihr materielles Niveau herabzuziehen versucht, so kann man darauf freilich nur erwidern, daß die Jesuitenuniversität für sie kein erstrebenswertes Ideal war, sondern daß es ihr Ideal war, sie zu verhindern. Zu diesem Zwecke hatte eine Stadt, der die damalige österreichische Kameralistik nachrühmte, sie könne in ihrer guten Polizei, im Handel und in den Manufakturen „die Ehre der Erblande im Notfall allein für alle behaupten“, allerdings kein schwereres Gewicht in die Wage zu werfen als den Hinweis auf die Gefährdung ihrer polizeilichen und wirtschaftlichen Interessen. Peinlich blieb der Präzedenzfall von 1505, auf den sich P. Wolff hartnäckig versteifte. Die Tatsache, daß der Rat einst selber die Universität gewollt, war mit materiellen Gründen nicht zu entkräften, und die religiösen wagte man nicht zu sagen.

Die Breslauer Aktion blieb aber auf schriftliche Gegenvorstellungen nicht beschränkt. Denn als die Abreise Wolffs nach Wien kundbar wurde, drängte die Bürgerschaft den zögernden Rat zu tatkräftigeren Schritten. So wurde (15. November 1695) wieder, wie fünfzig Jahre vorher beim Linzer Rezeß, eine mit reichen Mitteln versehene Gesandtschaft an den Kaiserhof geschickt, deren Kosten die Bürgerschaft bereitwilligst übernahm, und das Breslauer Geld verfehlte so wenig wie damals seine Wirkung. Die Gesandten vermochten zwar die Ablehnung des Universitätsprojektes durch den Kaiser nicht durchzusetzen, aber auch Wolff erlangte die Privilegien nicht. Durch das Interimsedikt der böhmischen Hofkanzlei vom 6. Juli 1696 wurde die ganze Angelegenheit vertagt, weil „die überhäufften Publica nicht zugelassen, auf diese Sache vorzusinnen“. Es paßt nicht recht zu dem Bilde, das Reinkens von dem übermächtigen Einflusse Wolffs entwirft, wenn man sieht, wie zähe sich die Widerstände zu erhalten vermochten, die dem Pater immer wieder entgegentraten. Obwohl er sich z. B. große Mühe gab, eine Audienz der Breslauer Deputierten beim Kaiser zu vereiteln, wurden diese zweimal in der Hofburg empfangen. Vor allem aber muß Wolff wegen der Dotation der juristischen und medizinischen Fakultät, für die er zunächst königliche Lehengüter in Aussicht genommen

hatte, auf große Schwierigkeiten gestoßen sein, und es war wohl gute Miene zum bösen Spiel, wenn er – wie den Gesandten erzählt wurde – zu verstehen gab, er verzögere das Herauskommen der Privilegien nur deshalb, damit die Universität „mit einem größeren Erfolg und mit genügsamen Fundationen“ ins Leben trete. Denn als nun endlich 1702 das Stiftungsdiplom der Leopoldina erschien, da enthielt es nur das Promotionsrecht für die theologische und philosophische Fakultät. Die beiden anderen waren nicht zustande gekommen.

Es waren aber nicht nur die Kriegszeiten, die Knappheit der Mittel und die kaiserliche Bureaukratie, die diese Verstümmlung des Universitätsplanes verursacht haben, sondern auch Widerstände aus dem eigenen Lager Wolffs haben dabei eine Rolle gespielt. Der Pater hatte nämlich für die Dotation auch auf den Stiftungsfonds des eben im Entstehen begriffenen Liegnitzer Jesuitenkollegs ein Auge geworfen. Die auf der Prager Jesuitenkonferenz (1696) beantragte Überweisung dieses Fonds an die künftige Universität wurde jedoch abgelehnt, weil die Gesellschaft Bedenken trug, ihn einem Institut anzuvertrauen, über dessen Vermögen sie nicht die alleinige Kontrolle hatte. Denn eine Volluniversität, wie sie Wolff plante, wäre eine neue, selbständige Körperschaft geworden, die mit dem bestehenden Breslauer Kolleg nicht identisch war. Ob sich dabei – wie man mutmaßen könnte – auch die Eifersucht der anderen Hochschulen der böhmischen Ordensprovinz (Prag, Olmütz) geltend machte, läßt sich aus den Breslauer Überlieferungen nicht ersehen. Sicher aber hat die bekannte Scheu Leopolds I. vor Entschlußfassungen lähmend auf den weiteren Verlauf der Dinge eingewirkt. So schleppte sich die vertagte Angelegenheit noch ein paar Jahre hin, ohne daß es gelungen wäre, die erforderliche Dotation zu beschaffen.

Schließlich mahnte das Alter ihres kaiserlichen Gönners die Breslauer Väter, die Petition von 1695 zu wiederholen, die diesmal auch Erfolg hatte, weil es gelang, die Bureaukratie zu umgehen. Am 21. Oktober 1702 hat der Kaiser den von den Jesuiten selbst entworfenen Stiftungsbrief unterzeichnet und somit die böhmische Hofkanzlei vor eine vollendete Tatsache gestellt. Dafür hatten freilich die von Wolff gewünschten Privilegien für die juristische und die medizinische Fakultät geopfert werden müssen. Es scheint, daß die Väter dem Kaiser seinen Entschluß dadurch erleichterten, daß sie ihm das Verdienst, mit dem er durch Vollziehung der Urkunde seinen Lebensabend kröne, eindringlich vorstellten. Dem Breslauer Rate kam das ihm bald darauf offiziell mitgeteilte Ereignis ganz unerwartet, und sein nachträglicher Versuch, die neue Universität nach Neiße abzuschieben – was übrigens auch der Breslauer Bischof wünschte –, blieb wirkungslos. Am Tage des heiligen Leopold (15. November) erfolgte mit großem Pomp die Eröffnung der Universität, bei der P. Wolff als ihr Kanzler bestätigt und alle übrigen Professoren und die Lehrer des Gymnasiums feierlich bestellt wurden. Am Nachmittage wurde der erste Breslauer Doktor, ein Prämonstratenser von St. Vinzenz, promoviert. „Die Thesen waren viefach gegen Wiclef und Luther gerichtet“ (Reinkens).

V.

Die Erhebung des Jesuitenkollegs zur Universität hatte keine Veränderung in seiner Organisation und im Lehrbetriebe zur Folge. Das Zusammenleben der Lehrer im Kolleg, der Schüler im Konvikt wurde davon so wenig betroffen wie die Klasseneinteilung, die nach wie vor von den Rudimenta bis zum obersten theologischen Kursus durchging. Wie der Gymnasiast so wurde auch der Student von dem gemeinsamen Rektor nach bestandenem Examen in die höhere Klasse versetzt.

In den vier untersten, den Grammatikal-Klassen, unterrichteten die jüngeren Ordensbrüder, die nur die philosophischen Studien absolviert hatten, als Magister nach der alten Humanistenregel: Docendo discimus. Die Lehrer der beiden obersten Gymnasialklassen hatten auch die theologischen Kurse durchgemacht und gehörten zur philosophischen Fakultät, die in Breslau aus acht Professoren bestand, von denen in fünf Klassen Poetik, Rhetorik, Logik, Physik (einschließlich Mathematik) und Metaphysik gelehrt wurde. Die Mitglieder der theologischen Fakultät – fünf an Zahl – hatten den auf drei Klassen verteilten Lehrstoff der Theologica scholastica und casuistica (Dogmatik und Moral), der Kontroversen (Apologetik), der Scripturistik (Bibelexegese) und des kanonischen Rechtes vorzutragen. Die Dauer der philosophischen Studien schwankte an der Leopoldina zwischen zwei und drei, die der theologischen zwischen drei und vier Jahren. Dic theologische Fakultät stellte auch die Träger der akademischen Ämter: den Kanzler, die Dekane beider Fakultäten, die beiden Präfekten der studia inferiora und superiora, „deren Stellung der unseres Direktors einigermaßen entspricht“ (Paulsen), und des Präses der Marianischen Kongregation. Der Rektor war bis in die letzte Zeit der Leopoldina von jeder Lehrtätigkeit befreit (vgl. die übersichtlichen Zusammenstellungen bei Wissowa und Nürnberger). Keines der Ämter aber ging aus der Wahl des Lehrkörpers hervor, wie auch kein Lehrer sein Fach wählte, sondern alle wurden – mit Ausnahme des Rektors – vom Provinzial nach Bedarf und Gutdünken ernannt. Sie wechselten daher nicht nur dauernd die Fächer, sondern sehr oft auch die Anstalten ihrer Ordensprovinz, wobei im allgemeinen ein Anciennetätsprinzip beobachtet wurde. „Fast wie der Leutnant zum Hauptmann und dieser zum Major avanciert“, sagt der schlesische Aufklärer Dr. Kausch, ein früherer Schüler der Leopoldina, „fast ebenso stieg der gute Kopf von den unteren Klassen zur Philosophie, von dieser zur Theologie. Die Vorsteher des Ordens setzten das Unmögliche, daß man in allen Fächern gleich stark sein müsse, in ihrer Praxis voraus.“ Dieser häufige, an allen Jesuitenschulen zu beobachtende Wechsel hat in Breslau bewirkt, daß – nach Reinkens' Berechnung – in 71 Jahren (bis zur Aufhebung des Ordens) bei einem durchschnittlich dreizehn Köpfe starken Lehrkörper nicht weniger als 203 Professoren an der Leopoldina doziert haben. Die Gefahren eines solchen übermäßigen Wechsels des Lehrpersonals für den Schulbetrieb wurden aber noch verstärkt durch die Verführung zur mechanischen Routine, die von Haus aus in der Unterrichtsmethode der Jesuiten lag.

Wie die Organisation, so war auch die Methode des Unterrichtes, bei der es in der Hauptsache auf das Auswendiglernen der vorgeschriebenen Handbücher herauskam, ganz schulmäßig geblieben. Kausch, der in den 60er Jahren – frühere Selbstzeugnisse von Schülern sind nicht erhalten – die Leopoldina besuchte, rühmt den lateinischen Sprachunterricht, beklagt aber, daß der Unterricht in den Realien (Geschichte, Geographie usw.) ungemein dürftig war. An der Methode des Philosophieunterrichtes tadelt er, daß sie zu sehr auf die Dressur für die öffentlichen Disputationen abzielte. Dagegen gedenkt er dankbar seiner Lehrer in der Physik und Mathematik, den beiden einzigen Fächern, in denen die Leopoldina über das ihr als Jesuitenschule gegebene Niveau hinausgekommen ist. „Nur die Mathematik", so schreibt der Pfarrer Böhnisch (1787–89 Student an der Leopoldina), „war mit einem Gelehrten und seinem Fach ganz gewachsenem Manne, Professor Thaul, besetzt," und von Jungnitz, dem Begründer der Universitätssternwarte, sagt der Fürstbischof Graf Sedlnitzky im Andenken an seine Breslauer Studienzeit (1804–09): „Mir war bis dahin niemand vorgekommen, der mir durch den großen Umfang seines Wissens und die Klarheit und Schärfe seines Urteils so imponiert hätte. Ich war im höchsten Grade von ihm angezogen". Daß Thaul und Jungnitz sich auch einer gewissen, über ihren lokalen Wirkungskreis hinausgehenden Geltung erfreut haben müssen, darauf läßt das rege Interesse schließen, daß die aufgeklärte Reiseliteratur über Schlesien an ihren Arbeiten und Experimenten nahm.

Vermögen auch die naturwissenschaftlichen, überdies erst in die letzten Jahrzehnte der Hochschule fallenden Fortschritte das von Georg Kaufmann in seiner Universitätsgeschichte ausgesprochene Urteil nicht zu erschüttern, daß die Leopoldina nur „dem Namen nach" eine Universität, tatsächlich aber eine „Anstalt zur Ausbildung von Priestern und zur Erziehung einer formal geschulten Oberschicht" war, so wäre es doch unbillig, von ihr Leistungen zu verlangen, die sie ihrer Bestimmung nach weder vollbringen konnte, noch wollte. Es ist dabei auch nicht zu übersehen, daß die Vorstellung einer Stätte freier Lehre und Forschung, die wir heute mit dem Universitätsbegriff verbinden, sich erst seit der preußischen Reformzeit wirklich durchgesetzt hat. Jedenfalls huldigte Friedrich der Große noch ganz der älteren Auffassung, die in den Universitäten so gut wie ausschließlich Pflanzschulen brauchbarer Staatsdiener sah, wenn er die Leopoldina förderte und auch nach Aufhebung des Jesuitenordens beibehielt.

Man hat Friedrichs Eintreten für den Orden oft als Paradox empfunden und der aufgeklärte Herrscher hat deswegen von seinen freigeistigen französischen Freunden Neckereien genug einstecken müssen. Was ihn bewog, der „Paladin" der Jesuiten zu werden, war die Einsicht, daß bei ihrer Monopolstellung im katholischen Gelehrtenschulwesen jeder höhere katholische Unterricht in Schlesien einfach aufhörte, wenn er die Väter vertrieb. Es geht aber viel zu weit, wenn behauptet worden ist, Friedrich habe, weil er die Jesuiten nicht zu ersetzen vermochte, sich bloß eingeredet, daß ihre Pädagogik eine vorzügliche sei. Er

kannte aus seiner Lektüre die große Mission, die der Orden als Erzieher in der französischen Geschichte erfüllt hatte und er hatte sicher einen Blick für die Wahlverwandtschaft der auf die Prinzipien der Ehre und Disziplin gegründeten jesuitischen Erziehungsweise mit den Prinzipien, die er selbst bei der Erziehung seines Offizierskorps befolgte. Für seine noch etwas unzivilisierten oberschlesischen Adligen konnte er sich in der Tat kaum eine bessere Erziehung wünschen als die straffe Zucht und den weltmännischen Schliff der Jesuitenschulen. Dem entspricht es, daß er, wenn auch ohne rechten Erfolg, französische Jesuiten an die Leopoldina zu verpflanzen suchte. Aber es steht dem auch nicht entgegen, daß er, verärgert über die vielen kleinen Treulosigkeiten der Glatzer Väter am Ende des Siebenjährigen Krieges daran denken konnte, den Orden aus Schlesien auszuweisen.

Die 1776 organisierte „Gesellschaft der Priester des Königlichen Schuleninstitutes“ war die Form, in der das schlesische Ordensschulwesen nach der Verständigung des preußischen Königs mit dem Heiligen Stuhl weiterexistierte. Sie umfaßte alle an der Leopoldina und den schlesischen Gymnasien lehrenden Väter, die sich fortan als Weltgeistliche kleideten, aus deren Reihen sie sich ergänzen sollten. Im übrigen wurde an dem klösterlichen Zuschnitt ihrer Lebensweise nichts geändert. Die Funktionen des Provincial übernahm die aus Vertretern der Leopoldina zusammengesetzte und von einem Königlichen Kommissar geleitete Schulenkommission, die auch das frühere Ordensvermögen verwaltete, bis Friedrich Wilhelm II. 1787 die schlesischen Jesuitengüter verkaufen ließ und den aus dem Erlös gebildeten Fond unter staatliche Verwaltung stellte. Der Bildung des Schuleninstitutes war das Schulreglement von 1774 voraufgegangen, das bei enger Anlehnung an die Ratio studiorum den Lehrplan durch Einfügung einiger Realien und durch die gleichmäßige Berücksichtigung des deutschen, neben dem bisher allein herrschenden lateinischen Sprachunterricht mit den Zeitforderungen mehr in Einklang zu bringen suchte. Die sich mit alledem anbahnende Verstaatlichung des katholischen Unterrichtswesens fand 1800 ihren Abschluß, wo die Gesellschaft der Schulpriester aufgehoben und unter Beseitigung der früheren Bindung des Schulamtes an den geistlichen Stand alle Lehrer zu besoldeten Staatsbeamten erklärt wurden.

Die Schlesische Studienreform von 1800 gehörte zu den vielen halben Maßnahmen, die für die preußischen Reformaktionen vor 1806 und ihre Scheu vor prinzipiellem Durchgreifen charakteristisch sind. Die Säkularisierung der klösterlichen Organisation des Ordensschulwesens war nicht von einer entsprechenden grundsätzlichen Erneuerung der Unterrichtsmethode begleitet. Vor allem ging die Reform an der Leopoldina ohne tiefere Spuren vorüber, weil ihr – wie es in dem von Roepell in seiner Universitätsgeschichte wiedergegebenen Berichte des Schuldirektors Skeyde von 1811 heißt – der „Innungsgeist“ der vorzugsweise mit im Schuldienste verbrauchten Gymnasialprofessoren besetzten theologischen Fakultät widerstrebte. Kann man deshalb – mit Nürnberger – von einem „verknöcherten Konservatismus“ des damaligen Breslauer Lehrbetriebes sprechen,

so darf doch auch nicht außer Betracht bleiben, daß der jetzt in viel höherem Maße als früher sich selbst überlassene Lehrkörper nicht mehr die alte Widerstandskraft gegen das Eindringen der modernen Ideen besaß. Vollends aber, als „die Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungstraditionen allmählich ausgestorben und die neuen Lehrkräfte, wie sie die veränderte Zeit durchaus erforderte, noch nicht herangebildet waren," entstand, wie Joseph von Eichendorff (1801–04 Schüler der Leopoldina) in seinem „Deutschen Adelsleben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts" sagt, „eine sehr fühlbare hin- und herschwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte."

Diese Übergangszeit ist aber für die weitere Zukunft der Breslauer Hochschule dadurch von der allergrößten Bedeutung geworden, daß aus der Toleranzstimmung jener Tage der Gedanke hervorgegangen ist, in der schlesischen Hauptstadt die erste interkonfessionelle Hochschule zu begründen. Es war der alte Jesuitenschüler Dr. Johann Joseph Kausch, der nahe Freund von Anton Jungnitz, dem ohne Zweifel hervorragendsten Professor der damaligen Leopoldina, der in seiner Denkschrift vom November 1807 diesen Gedanken vertrat und damit – aller Wahrscheinlichkeit nach – dem Staatsrat Süvern den entscheidenden Impuls gab, beim Könige die Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Breslauer Leopoldina zu befürworten.

LITERATUR ZUR GESCHICHTE

Werke zur allgemeinen Geschichte des Jesuitenordens. Für die frühe Ordensgeschichte sind Rankes Päpste und Eberhard Gotheins Ignatius von Loyola die wesentlichsten deutschen Darstellungen. Wegen des darin enthaltenen Materials vergleiche auch P. B. Duhr S. J.: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. 3 Bände. Freiburg i. Br. 1907ff. — Eine gute Orientierung über die Ordensgeschichte und ihre Probleme bietet H. Boehmer; Die Jesuiten. Eine historische Skizze in: Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 49. [3]1913 und [4]1921. (Beide Ausgaben sind heranzuziehen.) — Das Ordensschulwesen hat Friedrich Paulsen in seiner Geschichte des Gelehrten Unterrichtes, Leipzig [2]1897, 2 Bde., eingehend dargestellt, das Verhältnis Friedrichs des Großen zu den Jesuiten behandelt am ausführlichsten L. Witte im Pfortenser Schulprogramm von 1892; Halle [2]1901.

Darstellungen der Universitätsgeschichte. Die umfangreichste aber auch bedeutendste Darstellung gab J. Reinkens: Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldine. Festschrift der Kathol. theol. Fakultät. Breslau 1861. Ein interessantes, aber oft zum Widerspruch herausfordendes Buch. (Über die Kontroversliteratur, die es hervorrief, vgl. W. Erman und E. Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten. Leipzig 1904, Bd. II, Nr. 1938—47.) — A. J. Nürnberger: Zum 200jährigen Bestehen der Katholischen theologischen Fakultät an der Universität Breslau. Breslau 1903 lehnt sich zum Teil eng an Reinkens an, bietet aber auch vieles, was über Reinkens hinausgeht. Er hat die ältere Literatur über die Universitätsgeschichte so gut wie vollständig angeführt. — A. Wissowa: Beiträge zur Geschichte des Katholischen Gymnasiums zu Breslau. Im Programm des Gymnasiums 1843 und 1845. — Auch die beiden Darstellungen der Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität von R. Roepell (1861) und G. Kaufmann (1911) nehmen auf die Geschichte der Leopoldina Bezug.

Memoirenliteratur früherer Schüler der Leopoldina. Kauschs Schicksale. Leipzig 1797. (Vgl. auch: Ausführliche Nachrichten über Schlesien. Breslau 1796. Von dem gleichen Verfasser.) — Caspar Böhnisch, Pfarrer von Oppersdorf. Sonderabdruck aus der Neisser Zeitung. Neisse 1901. — Selbstbiographie des Grafen Leopold von Sedlnitzky. Berlin 1872. — Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von W. Kosch und A. Sauer., Regensburg o. J., Bd. IX und XI.

AUGUST GRISEBACH

DER UNIVERSITÄTSBAU

NAHEZU siebzig Jahre, seitdem die Jesuiten in der alten kaiserlichen Burg zu Breslau seßhaft geworden, sechsundzwanzig Jahre nachdem der Pater Wolff eine Universität in dem vielgestaltigen zum Teil bis auf Karl IV. zurückreichenden Baukomplex eröffnet hatte, kam der Orden endlich dazu, den Grundstein für ein seinen Bedürfnissen und Zwecken entsprechenden Neubau zu legen — am 6. Dezember 1728.

Als Bauplatz kam nur das vom Kaiser geschenkte Gelände der Burg in Betracht, an dessen Südostecke bereits die neue Kirche stand. Dazu erworben wurden noch ein westlich angrenzendes Stück von der Stadt und einige Privathäuser. Das war kein günstiger Platz für das Programm, das man durchzuführen wünschte. Handelte es sich doch nicht nur — woran man bei heutigen Universitätsbauten denkt — um Unterrichtsräume und gemeinsame Säle für Andacht und Feste, sondern zugleich um die Wohnungen für Lehrer und Schüler.

In dieser Hinsicht lautete die Aufgabe nicht anders als einst für die Klöster des Mittelalters und nun für die Ordensbauten des Barock, welches besondere Ziel ihre Insassen auch verfolgten. Auch weltliche Hochschulen wie das von Casimir d. Gr. gestiftete Kollegium in Krakau oder Nürnbergs protestantische Universität in Altorf hatten an der klösterlichen Verbindung von Wohnen und Lehre festgehalten, und man kann darüber streiten, ob unsere Universitäten heute von dem Aufgeben solcher Siedlungsgemeinschaft nur Vorteile haben.

Die Schwierigkeit das Bauprogramm zu erfüllen, lag nicht so sehr in der räumlichen Beschränktheit des Geländes als in seinem gestreckten Zuschnitt, der keine Ausbreitung in der Tiefe zuließ. Aber die Jesuiten waren es gewohnt, örtlichen Gegebenheiten sich anzupassen. Ebenso wie sie für ihre Kirchen keinen eigenen Stil schufen, haben sie sich auch in der Anlage ihrer Schul- und Kollegienbauten auf keinen bestimmten Typus festgelegt. Ein Vergleich ihrer älteren schlesischen Niederlassungen untereinander — in Glatz, Schweidnitz, Neiße, Sagan, Liegnitz und Glogau — zeigt, daß sie in der Grundrißbildung den jeweiligen Umständen das Beste abzugewinnen versuchten. Das Ideal einer geschlossenen Anlage um einen Binnenhof, wie sie der alten klösterlichen Wohnweise entsprach, hatte man nur in Glatz verwirklichen können. In Breslau mußte man hierauf verzichten[1]).

Es konnte sich nur um einen schmalen, am Ufer langgestreckten Trakt handeln, der durch einen kurz vorspringenden Flügel mit der vorhandenen Kirche verbunden werden mußte. Eine wichtige Bedingung von seiten der Stadt war, das alte „Kaisertor“ als Durchgang zu erhalten. Auch war auf die Richtung der Schmiedebrücke Rücksicht zu nehmen.

[1]) Dagegen konnte man bei dem kleineren Bau des Josefkonvikts (1734—42) eine vierflügelige Anordnung um einen Hof durchführen.

Man begann, um zunächst die Gebäude der Burg weiter benutzen zu können und weil man auf die baldige Errichtung einer Aula bedacht war, im Westen. Nach vierjähriger Bauzeit, 1733, gelangte man bis zum Kaisertor. Damit war das Schulgebäude vollendet. In den nächsten Jahren folgte der sich östlich anschließende Wohnbau in dem heute bestehenden Umfang, zuletzt der schiefwinklig zur Westfront der Kirche sich vorschiebende Südflügel (1736—37). Durch den Einmarsch Friedrichs in Schlesien gerieten die Arbeiten ins Stocken, und der Bau blieb in dem unvollendeten Zustand, den er heute zeigt.

Die Forderung, das Kaisertor als Öffnung zum Wall hin beizubehalten, wußte der Schöpfer des Universitätsplans seinen künstlerischen Absichten dienstbar zu machen. Er disponiert den Bau an der Oder derart, daß der Torweg in die Mittelachse der gesamten Front zu liegen kommt. Diese Mitte sollte sich durch einen Turmbau herausheben, dem als weitere Höhenakzente der (allein ausgeführte) „mathematische“ oder Sternwartenturm im Westen und im gleichen Abstand ein ihm entsprechender Turm im Osten beizuordnen waren. So hätte sich für den Prospekt an der Oder ein symmetrisch gegliederter Umriß ergeben, ein stolzer Dreiklang, der in der Risalitteilung der Fassade seine Vorbereitung findet.

Der Lagerung des mächtigen Körpers antwortet der Aufstieg der Pilaster und Fenster. Das kam, als die Uferstraße tiefer lag, noch intensiver zum Ausdruck. Die symmetrische Gliederung eines Bauwerks ist Allgemeingut der Zeit. Das besondere Verdienst des Breslauer Architekten aber beruht darauf, daß er trotz der schwierigen örtlichen Verhältnisse eine solche Lösung erzielte, ohne das gegebene Raumprogramm außer acht zu lassen. Denn auch für die Zweckbestimmung des Innern bezeichnet die Achse des Kaisertores ein Gelenk, nämlich die Grenze zwischen den Schulräumen im Westen und dem Wohnbau im Osten. (Eine Grenze, die im Hauptgeschoß durch die schöne schmiedeeiserne Gittertür von 1747 markiert wird.) Im Sternwartenturm liegt die Haupttreppe. Und weil der Baumeister nicht einem Fassadenschema zuliebe außerordentliche Raumcharaktere vergewaltigen wollte, hat er für Aula und Theatersaal (das heutige Auditorium maximum) die regelmäßige Fensterfolge durchbrochen. Das ist ein Prinzip, das auf nordische Gestaltungsweise der Gotik zurückgeht und in Deutschland auch später Geltung behalten hatte. Dieser Umstand allein genügt, um die Meinung zu widerlegen, der Plan zur Universität sei in Italien entstanden.

Freilich wird angesichts der Länge der Front und da die Fenster von Aula und Theater nur in der Höhe, nicht aber in der Breite von den Nachbarn sich unterscheiden, dieses Bauen „von innen nach außen“ nicht störend empfunden. Die Einheit der Gesamthaltung, die für den Entwurf maßgebend war, ist nicht gefährdet.

Dieser Einheit zuliebe besteht auch auf der Seite zur Stadt hin kein wesentlicher Unterschied in der Fassadengliederung gegenüber der Oderfront. Die symmetrische Bezogenheit der Achsen auf die Risalite ebenso wie Form und Auskragung der Fensterumrahmungen sind dieselben. Der Eindruck stärkerer

körperlicher Entfaltung rührt einmal daher, daß das Treppenhaus sich etwas mehr vorschiebt und der prächtig bewegte Portalbau mit seinem Balkon dieser Stelle eine sinnvolle Steigerung gibt. Sodann schwenkt die Front vom Treppenhaus ostwärts wegen der Gassenenge ein wenig zurück. Das kommt ebenfalls dem plastischen Ausdruck des Körpers zugute[1]). Gleiches gilt von der Einbuchtung der Fassade am Kaisertor. Entscheidend aber ist das Vorspringen des Südflügels, der den Anschluß an die Kirche sucht. Hier mußte der Architekt die symmetrische Disposition durchbrechen, um vom Kolleg einen Zugang zur Kirche zu schaffen, der nicht zum Betreten der Straße nötigte.

Er rückt die (giebellos gebliebene) Stirnseite des Wohnflügels so dicht wie möglich an die Kirche heran und schiebt in die schiefwinklige Schlucht zwischen den beiden aufragenden Fassaden eine niedrige Torhalle[2]). „Eine Steigerung der architektonischen Dramatik dieser Vereinigung von Südflügel und Kirchenkörper bedeutet es, daß dieser Anschluß sich gerade dort vollzieht, wo die enge Gasse der Schmiedebrücke umbiegt, plötzlich breit sich öffnet und im Kaisertor verschwindet“ (Klimpel).

Die Anordnung der Unterrichts- und Wohnräume war durch die Schmalheit der Flügel gegeben: sie liegen gleichmäßig an Korridoren nebeneinander. Diese sind über die bloße Kommunikation hinaus als Wandelgänge gestaltet, sie vertreten den Kreuzgang mittelalterlicher Klöster und dienen peripatetischem Bedürfnis, das man in einem Garten nicht befriedigen konnte. Die Auditorien und Wohnungen blicken nach Norden, auf Sonnenlicht verzichtend, aber, was wichtiger war, der bürgerlichen Welt abgewendet.

Nur Aula und Theatersaal nehmen die ganze Breite des Traktes ein. Darum liegen sie am westlichen Ende, hinter ihnen Nebengelasse und eine kleine Verbindungstreppe. Diesen westlichen Teil mit seinen höheren Stockwerken grenzt gegen Osten das Haupttreppenhaus ab, das den Bau von der Süd- zur Nordfront durchschneidet. Dem repräsentativen Verlangen des Barock entsprach es, wie in den Schlössern so auch in den Klöstern, der Treppe möglichst viel Raum zu gönnen und ihrer Durchbildung besondere Sorgfalt zuzuwenden. So frei wie anderwärts vermag sie sich in Breslau nicht zu entfalten, zumal ihre Lage im Turmbau starke Substruktionen erforderte. Immerhin hat man innerhalb des verfügbaren Gehäuses einen durch Wechsel der Aspekte und zugleich durch Einheit der Bewegung fesselnden Aufstieg gestaltet. Von den zweiarmigen Läufen wird der Blick auf den mittleren gelenkt, die ausschwingenden Brüstungen scheinen den Raum zu weiten, die Pfeiler schreiten mit uns empor, in den Gewölben der Podeste setzt sich der Anstieg fort, bis in die Krümmungen der Ge-

[1]) Diese Verschiebung der Bauflucht, zu der örtliche Umstände zwangen, hat im Innern Bedeutung für Zuschnitt und Raumeindruck der Aula.

[2]) Sie sollte anstelle der Bedachung mit einem zweiten Altan unterhalb des vorhandenen wagerecht abschließen.

simsprofile hinein bleibt die Bewegung im Fluß. In diesem Treppenhaus kommt das nämliche Empfinden zum Ausdruck, das draußen an den Fassaden die Geschosse durch Pilaster, Blenden und Fensterumrahmungen in einem einheitlichen Aufstieg emporwachsen läßt.

Von den übrigen Räumen haben nur Musiksaal und Aula ihre ursprüngliche Haltung einigermaßen bewahrt.

Der „Musiksaal" im Erdgeschoß neben dem Treppenhaus ward erbaut als Oratorium Congregationis Latinae Maioris Beatae Virginis. Ein Saal für die Marianische Kongregation bildete seit ihrer Einführung gegen Ende des 16. Jahrhunderts einen festen Bestandteil des Ordensprogramms[1]). In manchen Schulen war es der am reichsten ausgestaltete Raum des Hauses. In Breslau tritt er in Wettbewerb mit der Aula. Gleich ihr sollte auch der Kongregationssaal die volle Breite des Hauses einnehmen. Ein Einsturz noch während des Baues nötigte jedoch zur Errichtung einer Mauer, die einen Korridor an der Südfront abgrenzt. So entstand ein verhältnismäßig schmaler Tiefenraum. Daß er nicht allzu gestreckt wirkt, liegt daran, daß Wand und Decke nicht den Saal seiner Länge nach im Gleichschritt durchziehen, sondern daß er sich in drei Absätzen rhythmisch gliedert. An der westlichen Schmalseite ist eine Musikempore eingebaut, im Osten liegt das Presbyterium erhöht[2]) und wird durch Säulen vor den Wandpfeilern enger und reicher gerahmt als der Versammlungsraum davor. Das ist in der ursprünglichen kultischen Bestimmung begründet und entspricht einer Raumdisposition, wie sie auch in der Matthiaskirche gegeben war. Dieser Dreiklang bestimmt auch die Felderung der Decke. Im Gegensatz zu Balken oder Kassetten älterer Zeit fassen die Deckengemälde das Raumbild zusammen. Auch sie stehen im Dienst jener auf Über- und Unterordnung der Teile beruhenden Einheit, zu der der Barock auch das prächtig Gedrängte der Dekoration zu disziplinieren weiß.

Wie im Künstlerischen ist es auch im Gegenständlichen auf eine beziehungsreiche Bindung abgesehen: Alle bildlichen Themen haben Bezug auf die Gottesmutter, von dem großen Hauptbild, der Himmelfahrt Mariä, bis zu den kleinen Darstellungen in den Stichkappen und Nischenlaibungen. So wird auch demjenigen, der seinen Blick auf das inhaltliche Programm richtet, die Idee, die zu dieser Raumschöpfung geführt hat, als ein in sich geschlossenes Ganzes bewußt.

In dieser Hinsicht entspricht der Kongregationssaal der ein Jahr vorher, 1732, eingeweihten Aula Leopoldina. Auch hier Dreiteilung des einschiffigen

---

[1]) Vgl. Joseph Braun S. J., Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten (Freiburg 1910) S. 364 ff. — Außer dem Oratorium Congregationis Latinae Maioris gab es ein Orat. Congret. Lat. Minoris im Hauptgeschoß.

[2]) Es war ehemals durch eine Schranke abgetrennt. Auch Altar und Kanzel sind nicht mehr erhalten. Der Prospekt der Orgel (1904) ist keine befriedigende Lösung der freilich an dieser Stelle schwierigen Aufgabe.

Tiefenraumes durch Abgrenzung einer Empore und eines Presbyteriums, auch hier jede Einzelheit formal und inhaltlich Glied eines Gesamtplans. Übereinstimmend ist auch der farbige Klang, der sich dem Eintretenden darbietet. Eine kräftige Haltung, die im wesentlichen durch Braun, Gold und Weiß bestimmt wird, zu der sich das Kolorit der Gemälde bereichernd aber nicht kontrastierend gesellt. Es ist eine gedämpfte Pracht noch ohne die Neigung zu lichten, gebrochnen Tönen der Rokokozeit.

Über dem Gemeinsamen läßt sich aber doch die Besonderheit der beiden Raumcharaktere nicht übersehen. Allein schon an Ausdehnung in Tiefe, Breite und Höhe übertrifft die Aula den heutigen Musiksaal. Der Unterschied der Höhe wirkt freilich angesichts der größeren Breite nicht erheblich, und auch im Vergleich mit andern Repräsentationssälen der Zeit, die durch zwei Geschosse aufsteigen, hat die Aula etwas altertümlich Gedrücktes. Man konnte nicht so frei schalten wie bei Klosteranlagen draußen im Lande, etwa in Leubus. Aber innerhalb des Möglichen hat man alles getan, damit der Raum sich festlich entfalte. Daß er von beiden Seiten her Licht empfängt, gibt ihm bereits ein verhältnismäßig leichteres Gepräge als dem Musiksaal[1]). Und im Sinne der leichteren Erscheinung ist denn auch die Gliederung der Wand. An Stelle der drohend geballten Voluten, die sich im Musiksaal zu Häupten der gedrungenen Pilaster gegen die Decke anstemmen, vollzieht sich in der Aula der Aufstieg zurückhaltend und unbeschwert: die auf der Rückwand der Professorenlogen aufsitzenden ovalen Bildnisrahmen greifen mit ihrer Bekrönung zwischen die kleinen Volutenpaare hinauf[2]), und statt daß wie im Musiksaal Stuckornament und Relief einen Teil der Decke festigen, beginnt in der Aula die Malerei alsbald über den Konsolen — eine Malerei, die mit illusionistisch emporwachsender Architektur über die flache Wölbung fortzutäuschen sucht und darüber hinaus den Blick ins Freie führt, als ob sich der Himmel in seiner Unendlichkeit öffne. Die Gemälde stammen von demselben Christoph Handke, der im Kongregationssaal die Marienbilder gemalt hat. Mit Wohlbedacht hat er dort, dem gedrungeneren Raumcharakter entsprechend, die „Himmelfahrt Mariä“ wie ein Wandgemälde in Aufsicht gegeben, in der Aula jedoch für das große Fresko der „Huldigung der göttlichen Weisheit“ die reine Untersicht gewählt. Jene Darstellungsweise, die Italien im 17. Jahrhundert für die Deckenmalerei zur Regel erhoben und die vornehmlich durch den Pater Andrea Pozzo auch im Norden Verbreitung gefunden hatte. Wenn Handke

[1]) Für Aula und Musiksaal hatte der Kurator Graf Schaffgotsch Glasfenster gestiftet. Es kann sich hierbei nicht um Glasgemälde gehandelt haben, die nach gotischer Art die ganzen Scheiben deckten, sondern vermutlich um hell gemalte Randverzierungen, die das Ornament der Raumwände, das zeitgemäße „Laub- und Bandelwerk“, auf einen Teil der Fensterflächen fortsetzte. Bei der Explosion des Pulverturms 1749 gingen diese Fensterscheiben zugrunde.

[2]) Der verhältnismäßig leichtere Wuchs gegenüber dem Musiksaal kommt auch im Aufbau der Emporen zum Ausdruck.

auch nicht ein Meister hohen Ranges gewesen ist und überdies die Wiederherstellung seiner Bilder in neuerer Zeit die Beurteilung seiner Leistung erschwert, so sind seine Arbeiten doch eindrucksvolle Zeugen jenes Willens zum Schein, den der Barock gerade durch die Behandlung dieses Themas bekundet.

Noch eines ist für die Funktion des Hauptdeckenbildes im Raumganzen wichtig: Seine Darstellung ist von den Rändern her allseits auf die Mitte bezogen, dem Betrachter ist unter der Taube des Heiligen Geistes sein Standort angewiesen, nur von dort aus steigen die gemalten Säulen und Pfeiler senkrecht empor. Diese Zentrierung des Deckengemäldes hebt zwar die Tiefenrichtung des Raumes nicht auf, durchsetzt sie aber mit einem retardierenden Moment. Während ein gotischer Saal in einhelliger Bewegung sich entwickelt, ein Renaissanceraum zuständlich in sich ruht, bestimmen hier Aktion und Spannung widerstreitender Kräfte das eigentümlich Lebendige des Eindrucks. Wie im Formalen so auch im Gegenständlichen. Die gemalten Gestalten der Wölbung[1]) ebenso wie die plastischen in der Apsis sind affektvoll handelnde Menschen. Der thronende Kaiser Leopold I. mit seinen Trabanten „Consilium" und „Industria" und den in die Tiefe stürzenden Dämonen „Zwietracht" und „Torheit", die beiden Kaiserstatuen Josef I. und Karl VI., nicht minder die Hermenträger über den Logen von Kanzler und Rektor und die kecken Jungens auf dem Gesims sind keine feierlich stille Gesellschaft, sondern greifen als aktive Mitspieler ein in die räumliche und geistige Bewegung, in die sie hineingestellt sind. Hineingestellt mit einem

---

[1]) Das in den Gemälden entwickelte inhaltliche Programm ist ausführlich erläutert worden von Richard Foerster in „Schlesiens Vorzeit", Neue Folge, Band 6 (1912). — Hier mag es genügen, einige Figuren namhaft zu machen. Um die „Göttliche Weisheit" sind versammelt die Evangelisten, Kirchenlehrer und Schutzheiligen der Fakultäten, neben Matthäus: Katharina von Alexandrien; neben Markus: Hieronimus und Papst Leo d. Gr.; neben Lucas: Ambrosius, Augustinus, Johann von Nepomuk und Enea Silvio Piccolomini, „der erste Lobredner Breslaus"; neben Johannes: Thomas, Gregor d. Gr. und Aloysius. Im weiteren Umkreis Personifikationen der Geometrie und Astronomie (im Westen); Arithmetik, Poesie, Rhetorik, Pharmazie (in Süden;) Plastik, Malerei (im Osten); Typographie, Dialektik, Musik, Grammatik (im Norden). — Auf dem Deckengemälde der Apsis wird die Universität der Mutter Gottes geweiht. Sie ist umgeben von den Schutzheiligen Schlesiens: Johannes d. T., Josef und der Heiligen Hedwig mit dem Kloster Trebnitz. Ein Engel trägt das Bild des Schulgebäudes herbei, andere tragen die Universitätsszepter, die den noch vorhandenen gleichen. Der h. Leopold hält das von ihm gestiftete Kloster Neuburg. Rechts Franciscus Xaverius und Ignatius von Loyola. — Auf dem Deckengemälde der Empore schwebt die Weltweisheit, Pallas Athene (die auch im Vestibül als Skulptur den Eintretenden begrüßt), über der Silesia. Diese unter einem Baldachin thronende Gestalt entspricht dem Kaiser Leopold auf der gegenüberliegenden Schmalwand der Apsis, ein weiterer Beleg dafür, daß die Raumausstattung formal und inhaltlich einem wohldurchdachten Programm folgte. An den Seiten Viadrus, der Gott des Oderstromes, und die Stadt Breslau, Wratislavia. — In den Fensternischen Medaillonbildnisse von 36 Lehrern der Weisheit, von Moses bis auf Joh. Sylveira. — Auf der Emporenbrüstung die Büste des Grafen Joh. Anton Schaffgotsch, der den Kaiser Karl VI. bei der Grundsteinlegung vertrat.

höchst merkwürdigen Anspruch auf Realität und Illusion zugleich, auf unmittelbare Gegenwart und zugleich dekorative Eingliederung in eine Szenerie. Der Wunsch, den Anschein größerer Raumtiefe zu erwecken, mag dazu geführt haben, daß der kaiserliche Stifter der Universität mit seiner Begleitung an der Rückwand oben in kleinem Maßstab „koboldartig“ balanciert, während seine Söhne zum Greifen nah in Überlebensgröße auftreten. Diese bühnenmäßige Anordnung ist auf Gesamtaspekt und Fernsicht berechnet. Nicht auf der Qualität der einzelnen Figur beruht das Verdienst des Bildhauers Mangoldt, vielmehr auf der kühnen Art, mit der er die Skulpturen in den architektonischen und malerischen Zusammenhang des Raumbildes gliedernd und bereichernd eingefügt hat.

Solcher schauspielhafte Effekt, dem unbefangenen Betrachter heute verwunderlich, war den Menschen damals eine natürliche und willkommene Nahrung ihrer Einbildungskraft. Illusionswillig und theaterfreudig hatten sie sich über der Aula, im Auditorium comicum, einen eigenen Raum geschaffen, wo sie sich mit ihren Kräften an einer Welt aus Schein und Wirklichkeit erbauten.

Aula und Musiksaal waren von jeher am prächtigsten ausgestattet. Aber die Auditorien standen zu ihnen nicht im Kontrast freudloser Schmucklosigkeit wie heute. Noch geben Treppenhaus und Wandelgänge mit ihren Stukkaturen, Deckenbildern[1]) und Türrahmen eine Vorstellung, in welcher Weise einst das gesamte Innere durchgebildet gewesen ist. Wie im Architektonischen, so war es auch im Dekorativen nicht auf eine Gegensätzlichkeit und Isolierung der Räume abgesehen, sondern auf eine durchgehende Bewegung und eine Steigerung mit gleichartigen Mitteln. Alle Auditorien besaßen Deckengemälde, deren Inhalt womöglich in Beziehung stand zu der Unterrichtsdisziplin des Raumes[2]). Was in den Festsälen sich darbot, fand seine entsprechende Vorbereitung in den Schulzimmern. So ward auch in dieser Hinsicht die Einheit des Programms, gegenständlich und formal, durchgeführt. Vom Vestibül bis zur Aula war die Idee, der der Bau dient, sinnfällig wirksam.

Nur in der Schola Metaphysica (dem jetzigen Lesesaal) und in der einstigen Apotheke (Auditorium 2 im Erdgeschoß) haben sich die Deckenbilder erhalten.

---

[1]) Die Deckengemälde Felix Anton Schefflers stellen Wappen, Hauptstädte schlesischer Fürstentümer und Standesherrschaften sowie Heilige und allegorische Figuren dar. Der kulturgeschichtliche Wert ist beträchtlicher als der künstlerische.

[2]) Eine Ausnahme macht das heutige Auditorium 1 (im Erdgeschoß westlich vom Treppenhaus), das einer Überlieferung nach als Betsaal diente. Seine jetzt geweißte Wölbung wird durch Gurte gegliedert, auf dem mittleren das Jesuitensignet. — Einige Inschriften über den Türen geben noch Auskunft über die verschiedenen Fächer des jesuitischen Unterrichts. Danach lagen im Erdgeschoß: die Schola Metaphysica, im Hauptgeschoß Schola Physica und Theologia Schclastica (neben dem Oratorium Congregationis Mariae Latinae Minoris). Ferner werden in älteren Beschreibungen genannt: Schola Logica, Rhetorica, Poesis, Syntaxis, Grammatica, Parva, Principia.

In ihrem ungereinigten und unrestaurierten Zustand lassen sie auf die Verwahrlosung schließen, in die das Gebäude durch die Unbilden der Friderizianischen Kriege geriet. Freilich ist manche Einzelheit, die wir beklagen müssen, auch dem unverständigen Eingreifen neuerer Zeit zuzuschreiben. Dazu gehören der stillose Fliesenbelag der Korridore und Treppenpodeste, die Geländerstangen vor den lebhaft bewegten Brüstungen im Treppenhaus an der Schmiedebrücke[1]), die dem Barockempfinden fremde farbige Behandlung der Torhalle und der sinnwidrige Anstrich der schönen schmiedeeisernen Eingangstüren und Oberlichtgitter[2]). Vor allem aber ist der Anbau des Chemischen Institutes nach unserem heutigen Empfinden physiognomielos und der Nachbarschaft unwürdig.

Wem wir den Entwurf zum Universitätsbau zu danken haben, ist eine umstrittene Frage. Eine bestimmte Nachricht über den Erbauer hat sich bis jetzt nicht gefunden. Unter den von der Forschung namhaft gemachten Männern ist keiner mit Sicherheit als der künstlerisch Verantwortliche zu bezeichnen. Wir wissen nur, daß Johann Blasius Beindtner und Joseph Frisch als „Mauer-Meister" bei der Ausführung tätig gewesen sind[3]). Die Vermutung liegt nahe, daß während der Jahrzehnte von der Gründung der Universität 1702 bis zur Grundsteinlegung des Neubaus 1728 wiederholt Pläne diskutiert und bei der endgültigen Fassung verwertet worden sind. Wird doch bereits 1670 von einem vom Kaiser ratifizierten „Abriß" zu einem neuen Kollegien-, Kirchen- und Schulgebäude berichtet. Wie er aussah, ob man nahezu sechzig Jahre später auf ihn zurückgriff und in

[1]) Diese Stein vortäuschenden, holzgeschnitzten Brüstungen erinnern an die freilich beschwingteren Bildungen des Lucas Hildebrandt in den Treppen des Wiener Palais Kinsky und im Salzburger Schloß Mirabell.

[2]) Während der Niederschrift dieses Aufsatzes geht man daran, den Fassaden einen neuen Anstrich zu geben. Ohne Zweifel hat ursprünglich die Farbe mit dazu beigetragen, das Relief der Fronten zu betonen und die geschmeidige Bewegung des Aufstiegs zu verdeutlichen. Das entspricht der allgemeinen Gepflogenheit der Zeit. Überdies wird berichtet, daß am mathematischen Turm die vier Winde dargestellt waren, 1739 hat ein Brand sie zerstört. Diese Außenbemalung ist nur denkbar, wenn auch die übrigen Teile ein farbiges Kleid trugen.

[3]) Frisch war bis zu Beindtners Tode (1732) dessen Polier und übernahm dann seine Nachfolge. Beindtner (in den Urkunden bisweilen „Peintner") war ein angesehener Mann der Praxis, der, wie das auch heute vorkommt, gelegentlich Aufträge nach eigenem Entwurf ausführte. Der Meinung Patzaks (Die Jesuitenkirche zu Glogau und die Kirche zu Seitsch. Glogau 1922), Beindtner komme als Architekt des Universitätsbaus in Frage, widerspricht einmal der stilistische Vergleich mit Werken, die mit Beindtners Namen in Verbindung gebracht werden können, sodann der Umstand, daß er in den Urkunden regelmäßig als „Mauermeister" bezeichnet wird, auch noch in einem Schreiben des Breslauer Magistrats an seine Witwe 1733. Es ist unwahrscheinlich, daß der Orden einem „Murarius Magister" die künstlerische Leitung übertragen hat. Gegenüber den amtlichen Schriftstücken hat wenig Gewicht, daß Beindtner in einer Chronik des Klosters der barmherzigen Brüder als „Fürstbischöflicher Hofarchitekt" figuriert (vgl. Patzak, die Jesuitenbauten in Breslau. 1918. S. 165 und 340, Anm. 32).

welchem Umfange das etwa geschah, wissen wir nicht. Durch die 1689 begonnene Kirche war der Lageplan des Kollegien- und Schulgebäudes einigermaßen festgelegt. Die Grundstücksverhältnisse und der Widerstand der Breslauer Bürger gegen den Orden ließen ohnehin keinen großen Spielraum zu. Der Baumeister von 1728 wird also in dieser Hinsicht gebunden gewesen sein. Nicht aber in der künstlerischen Durchbildung, die — wie sein Werk bezeugt — durchaus der damals in Schlesien modernen Richtung entspricht.

Selbst wenn man 1728 ältere Vorschläge anderer Meister berücksichtigt und wie es bei solchem Unternehmen zu sein pflegt, bei der Ausarbeitung des Planes Fachleute hinzugezogen hat, so deutet doch an dem bestehenden Gebäude alles darauf hin, daß ein schöpferischer Geist selbständig das Werk durchdacht und geleitet hat[1]). Dafür spricht die Einheitlichkeit der Gesamthaltung, die auch der heutige Torso erkennen läßt, die homogene Durchbildung aller Einzelheiten draußen und drinnen, von den Fensterbekrönungen bis zu den Gesimsprofilen in den Treppenhäusern. Trotz der fast zwölfjährigen Bauzeit ist keine Sinnesänderung zwischen den Anfängen im Westen und den letzten Bauabschnitten im Südosten zu bemerken. Auch die an der Ausstattung beteiligten Maler, Bildhauer, Stukkatoren, Tischler haben kein fremdartiges Element in das Gesamtbild hineingetragen.

Wenn der geistige Schöpfer des Universitätsbaus vorderhand nicht mit Namen genannt werden kann, so gibt doch sein Werk Aufschluß über Herkunft und Richtung seines Stils. Zu einer gründlichen Untersuchung ist hier nicht der Ort, nur andeutungsweise sei seine künstlerische Stellung charakterisiert. Ein Fremdling im südöstlichen Kunstbezirk ist er nicht gewesen. Sollte er von auswärts stammen, dann hat er sich die in den österreichisch-schlesischen Landen herrschende Auffassung völlig zu eigen gemacht. Von westlichen Eindrücken ist er frei. Strenge Gedanken der Pariser Akademiker, wie sie beim Residenzbau im Würzburg im gleichen Jahrzehnt Einfluß gewannen, kommen in Breslau nicht zur Geltung. Ebensowenig der holländische Klassizismus, der damals zahlreiche Bauten Norddeutschlands bestimmte und dessen Einfluß die evangelische Gnadenkirche in Hirschberg erkennen läßt. Das hätte auch

---

[1]) Die Darstellung des Schulgebäudes auf dem Apsisgemälde der Aula (1732) weicht nur in Einzelheiten (Segmentgiebel über dem Risalit am Sternwartenturm) von der Ausführung ab. Ebenso die Zeichnung, die der Rektor Wentzl auf seinem erst 1758 für die Aula gemalten Bildnis in der Hand hält. Das auf dieser Zeichnung wiedergegebene Turmprojekt über dem Kaisertor stimmt mit Ausnahme der oberen Helmpartie überein mit dem, was auf der dritten gemalten Ansicht der Universitätsfassade, auf dem Deckenbild im Korridor des Hauptgeschosses von 1734—35, erscheint. Daß man bei derartigen Architekturporträts sich nicht durchweg getreu an vorhandene Pläne oder das bereits Ausgeführte hielt, geht übrigens aus dieser Darstellung hervor: es fehlt der zur Kirche vorspringende Südflügel, der damals gewiß schon eine beschlossene Sache war. Dokumentarischen Wert für den Gang der Baugeschichte pflegen solche gemalten Ansichten nicht zu haben.

der Gepflogenheit der Bauherren widersprochen. Denn der Orden war bei allen Niederlassungen darauf bedacht, in seinem architektonischen Auftreten sich der landschaftlichen Besonderheit anzupassen. Wie etwa bei seinem Kollegium in Braunsberg der küstenländischen, in Dillingen der schwäbischen Eigenart, so in Breslau der schlesischen. Einen „Jesuitenstil" hat es nicht gegeben. Der Breslauer Universitätsbau setzt in architektonischer Hinsicht fort, was seit 1700 in allen schlesischen Bauvorhaben sich ausspricht und was für das besondere Thema der Kollegiengebäude in Neiße, Liegnitz, Glogau u. a. verwirklicht worden war. Nur handelte es sich in der Hauptstadt um ein weit größeres Projekt, die örtlichen Umstände führten zu anderem Grundriß und Aufbau. Überdies hatte sich die Formensprache inzwischen weiterentwickelt. Anstelle der flächigen Ruhe des Fassadenreliefs, anstelle geradliniger Durchgliederung der Stockwerke tritt gegen 1730 auch am Universitätsbau das Verlangen nach gelösterem, bildsameren und zugleich mehr miteinander verschmolzenen Ornament. Jeder Einzelheit: Fensterbekrönung, Brüstungsfeld oder Gebälkzone wird ihre isolierende Begrenzung genommen, um sie in einen durchgehenden Bewegungszug einzubeziehen. Diese Gestaltungsweise geht überein mit dem, was damals in Böhmen und Österreich geschaffen wurde. Von dort erfuhr gewiß auch der Baumeister der Universität entscheidende Anregungen. Freilich haben sich Bauten, die als unmittelbare Vorbilder gelten könnten, bisher nicht nachweisen lassen, und man kann fragen, ob die Verwandtschaft zur Kunst des Lucas Hildebrandt in Wien größer ist als zur Prager Architektur der Zeit. Dieser Umstand spricht für die Selbständigkeit des Breslauer Meisters innerhalb der gemeinsamen südöstlichen Richtung. Über die stilistische Einzelbildung hinaus aber beruht die Qualität seiner Leistung auf der meisterlichen Konzeption des Gesamtentwurfs, wobei man sich immer wieder zu vergegenwärtigen hat, daß nur ein Teil zur Ausführung gelangte.

Unvergleichlich anders ist das innere und äußere Leben derer, die heute in diesem Hause ihre Arbeitsstätte finden als das seiner ersten Bewohner vor zweihundert Jahren. Unzureichend ist der Bau in seinem Umfang und mancher Einrichtung für die Ansprüche der Gegenwart. Er vermag nur noch einem verhältnismäßig kleinen Teil des Ganzen zu genügen. Institute, Kliniken und Hörsäle liegen über die Stadt verstreut weit auseinander. Und doch ist es nicht nur der geschichtliche und künstlerische Wert, der ihm vor allen neueren Gebäuden unserer Hochschule Bedeutung gibt. In ihm verkörpert sich wie in der architektonischen Gesamthaltung so in der Einzelform und dem gegenständlichen Schmuck, durch den beziehungsvollen Zusammenhang aller Teile die Idee von der Einheit wissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis, von der Universitas literarum. Wenn auch die Universitas im alten Sinne wiedererwecken zu wollen vergeblich ist, so erhebt doch dieses ehrwürdige Denkmal sinnfällig seine warnende Stimme gegen die Gefahren der Fachschulen, nüchterner Zweckgesinnung und engstirnigen Spezialistentums.

LITERATUR ZUM UNIVERSITÄTSBAU

Richard Förster gab als Erster eine auf den Quellen beruhende Darstellung der Baugeschichte in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens", 1900.

Auf ihr fußt L. Burgemeister in seiner Schrift „Die Jesuitenbauten in Breslau", Breslau 1901. Seiner in der „Schlesischen Zeitung" (1910, Nr. 916) vertretenen Meinung, Christoph Hackner sei der Schöpfer des Bauplans, einer These, die in stilistischer Hinsicht manches für sich hat (wiederholt in einem Aufsatz in den „Erinnerungsblättern zum hundertjährigen Jubiläum der Universität 1911"), traten Patzak und Foerster entgegen.

B. Patzak hat in seinem umfangreichen Buch „Die Jesuitenbauten in Breslau und ihre Architekten", Straßburg 1918, die Baugeschichte der Universität ausführlich behandelt mit dem Ziele, den Laienbruder Christoph Tausch als Architekten des Baues herauszuheben. Diese Behauptung widerlegte Foerster in eingehender Kritik des Patzakschen Buches in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens", 1919. „Der Name des Urhebers des Planes entzieht sich bisher unserer Kenntnis, und es besteht wenig Aussicht, daß dieser Schleier sich lüftet." Die von Foerster bereits früher als glaubhaft hingestellte Nachricht, der Rektor Wentzl habe den Plan aus Neapel mitgebracht, hat, wie schon Burgemeister betont, nichts Überzeugendes. Zu Patzaks Rückzug von seiner Tauschhypothese auf den Vorschlag, Beindtner sei der Baumeister, vgl. Seite 34, Anm. 3.

In einer nur im Auszug gedruckten Breslauer Dissertation hat 1923 Georg Klimpel die „Kollegienbauten der Jesuiten in Schlesien" kritisch beschrieben und charakterisiert. Für den Kaisertorturm bringt er einen Rekonstruktionsversuch. Auf die Architektenfrage der Universität geht er nicht ein.

F. Landsberger spricht in seinem Buche „Breslau" (Berühmte Kunststätten, 1926) die Vermutung aus, der Bau sei aus dem Zusammenwirken einer Anzahl von Architekten entstanden. Daß Plangedanken verschiedener Meister den Bau beeinflußt haben, ist möglich. Abgesehen von den Varianten zum Kaisertorturm ist uns jedoch ein von der Ausführung wesentlich abweichender Entwurf nicht bekannt. Vor allem hat der zustande gekommene Bau im Gegensatz zu kollektivistischen Werken der Zeit (Würzburger Residenz) ein so einheitliches Gepräge, daß man meines Erachtens einen Meister annehmen darf.

Den Musiksaal hat auf sein inhaltliches Programm hin erläutert Foerster in den „Erinnerungsblättern zum Jubiläum 1911"; ebendort auch die Aula, ausführlicher noch einmal in „Schlesiens Vorzeit", 1912.

Über die am Gebäude tätigen Bildhauer unterrichtet die Breslauer Dissertation von Anneliese Uhlhorn „Meister und Werke der Plastik des Spätbarock in Breslau" (Alfred Unger, Berlin 1927), über die Gemälde im Treppenhaus und in den Auditorien die Monographie „Felix Anton Scheffler" von E. Dubowy (Sonderabdruck aus dem „Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst", 1925).

Die für die Universität geprägten Medaillen bespricht F. Friedensburg in der Zeitschrift „Schlesien" IV. 1910/11.

ZEITTAFEL

1659 überwies Kaiser Leopold I. die kaiserliche Burg den Jesuiten als Wohnsitz.
1670 macht Kaiser Leopold die Schenkung zu einer endgültigen.
1689 Beginn des Kirchenbaus.
1698 31. Juli, Einweihung der Kirche.
1702 15. November wird die auf Betreiben des P. Wolff gegründete Universität eröffnet.
1706 Vollendung der Deckenmalerei in der Kirche durch Johann Michael Rottmayer.
1722 Beginn der inneren Ausgestaltung der Kirche durch P. Tausch.
1726 Dachreiter auf der Kirche.
1727 (?) Grundrisse und Fassadenzeichnung zum Schulgebäude (in der Stadtbibliothek).
1728 Vollendung der Kirchenausstattung.
1728 19. Mai, erster Spatenstich zum Universitätsbau; 6. Dezember, Grundsteinlegung.
1730 Das Oratorium Marianum Congregationis Latinae maioris (Musiksaal) als dreischiffiger Saal im Bau.
1731 Einsturz des Oratorium Marianum, Aufbau in heutiger Gestalt.
1731—32 Deckengemälde der Aula von Johann Christoph Handke.
1731 Skulpturen in der Aula von Mangoldt.
1732 Grundsteinlegung zum Glockenturm über dem neuen Kaisertor. 19. 8., erster feierlicher Akt in der Aula: Ehrenpromotion von 14 Erzpriestern zu Doktoren der Theologie,
1733 Ausmalung des Oratorium Marianum durch Christoph Handke; 22. November, Einweihung des Oratorium Marianum.
Vollendung des Schulgebäudes (von der Stockgasse bis zum Kaisertor).
Sandsteinstatuen der vier Fakultäten auf dem Sternwartenturm von Mangoldt.
1734 Wohnflügel östlich vom Kaisertor begonnen. Baubeginn des Josefkonvikts.
1734—35 Deckengemälde von F. A. Scheffler im Treppenhaus und Korridor des Haupt- [geschosses.
1736 Deckengemälde in der Schola Metaphysika (Lesesaal).
Statuen der Kardinaltugenden über dem Hauptportal von Joh. Albrecht Siegwitz aus Bamberg. Tafelbild Handkes: Francesco Borgia (seit 1918 im Senatsaal).
1736—37 Bau des Südflügels gegen die Kirche. Statue des Hl. Ignatius an der Stirnwand des Südflügels von Siegwitz.
1739 Deckengemälde in der Apotheke (Audit. 2) von F. A. Scheffler. Ein Brand zerstört die außen am mathematischen Turm gemalten vier Winde.
1740 Entwürfe zum Turm über dem Kaisertor. Einmarsch Friedrichs d. Gr. in Schlesien. Stockung der Bauarbeiten.
1741 1. Januar, Einzug Friedrichs in Breslau. Die Universität preußisches Lazarett. In der Aula wird das Bildnis Kaiser Rudolfs II. durch das Friedrichs ersetzt.
1745 Die Universität wird mit Soldaten belegt.
1747 Schmiedeeisernes Gitter im Hauptgeschoß zwischen Schul- und Wohngebäude.
1755 Der Ausbau des Josefskonvikt vollendet.
1757 Die Universität wird wiederum mit Soldaten belegt und dient als Proviantmagazin.
1758 Bildnis Franz Wentzls, des Rektors der Erbauungszeit (1726—36, gest. Prag 1757) von Thomas Schöller in der Aula.
1758 werden 5000 Gefangene im Collegium untergebracht.
1765 das Josefskonvikt den Jesuiten fortgenommen und als kgl. Bank eingerichtet.
1773 Aufhebung des Jesuitenordens.
1780 Bildnis des vom König ernannten Universitätskurators und schlesischen Justizministers Grafen Carmer in der Aula anstelle des Bildnisses des P. Retz, Jesuitengenerals während des Baues.

1803 Bildnis des Universitätskurators Grafen Hoym in der Aula von Thilo, aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Universitätsgründung.

1811 Verlegung der Universität aus Frankfurt a. d. Oder nach Breslau.

1815 Gedenktafeln für die im Kriege 1813—15 Gefallenen ursprünglich in der Aula, heute im Treppenhaus.

1834 Bronzebüste Friedrich Wilhelms III. von Christian Rauch 1833 in der Aula.

1871 Gedenktafeln für die im Kriege 1870—71 Gefallenen. Bronzebüste Wilhelms I. in der Aula (eine zweite Büste im Treppenhaus).

1895 Neubau des chemischen Instituts.

1901—06 Instandsetzung des Musiksaals. Orgelgehäuse von Hans Poelzig (1904).

1906 Umbau des ehem. Auditorium Comicum, das inzwischen die Zoologische Sammlung beherbergt hatte, zum Auditorium Maximum.

1907—10 Instandsetzung der Aula.

1910 Ausmalung des Rektorzimmers durch Josef Langer. Marmorbüste Wilhelms II. von Walter Schott, Geschenk des Kaisers für die Aula (entfernt 1919).

1922 Erinnerungsmal für die im Weltkriege Gefallenen: Relief von Theodor von Gosen, Deckengemälde von Drobek, Namenstafeln von Zimbal.

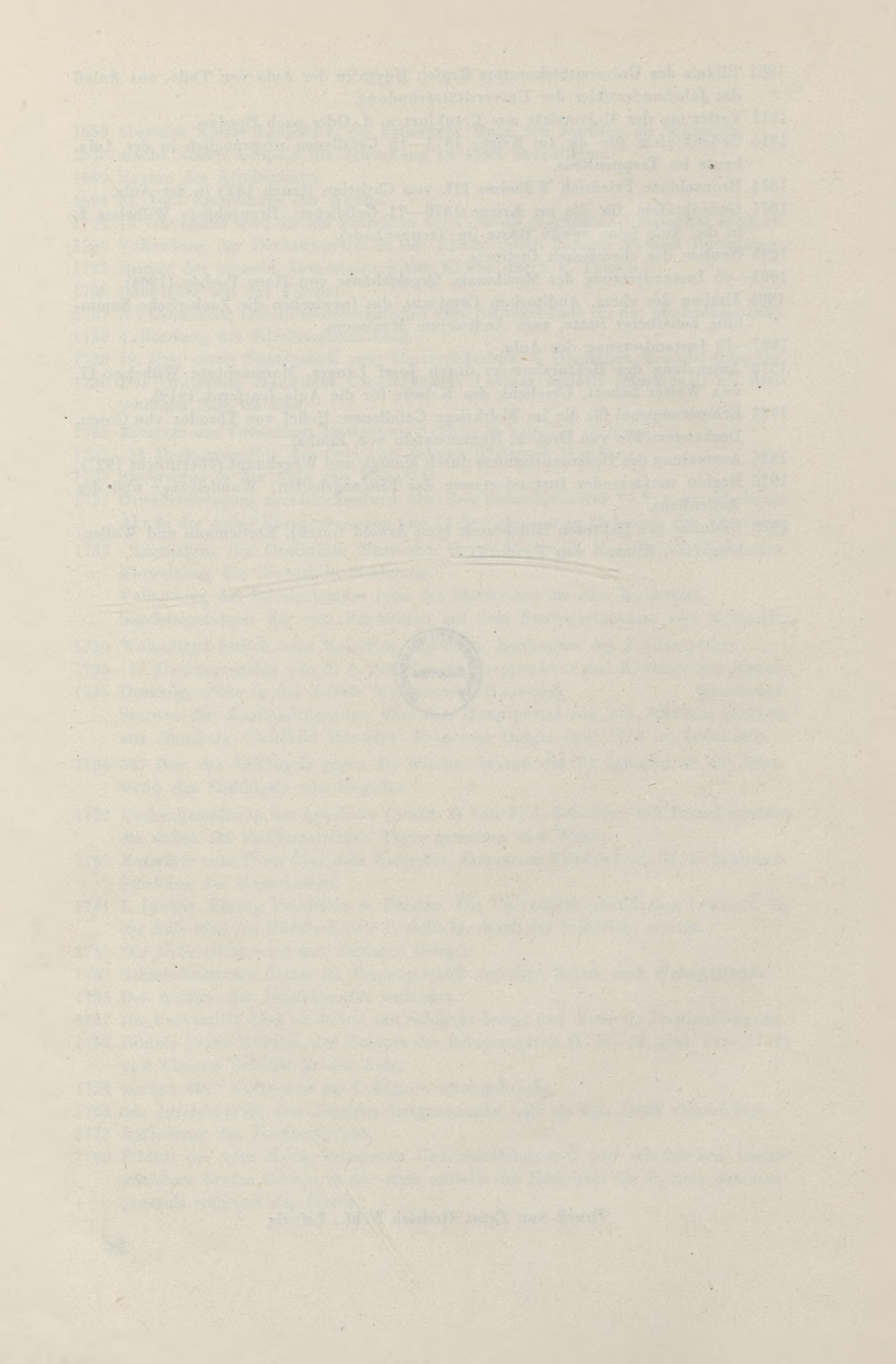
1926 Ausmalung des Dozentenzimmers durch Manigk und Wegehaupt (übertüncht 1927).

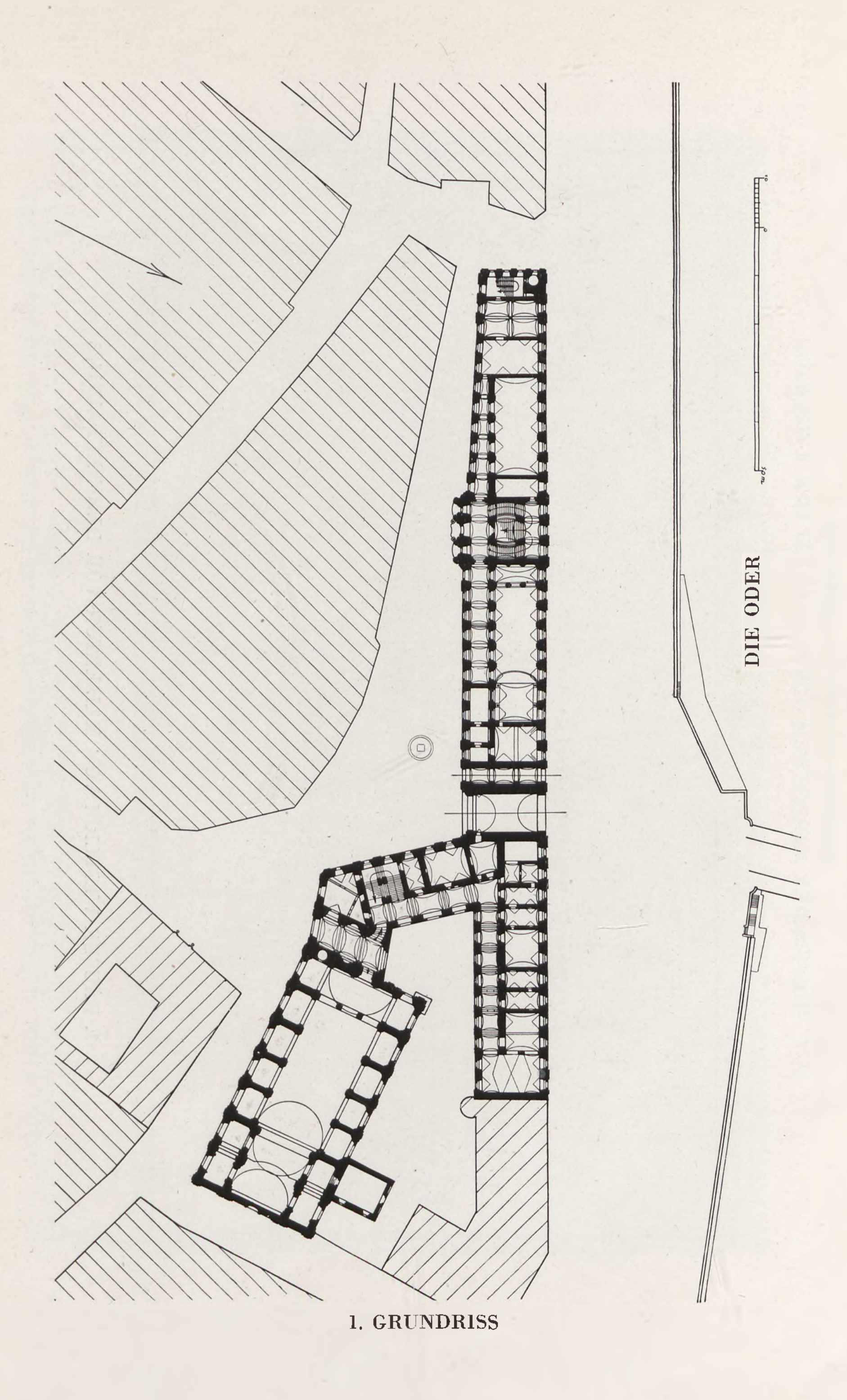
1926 Beginn umfassender Instandsetzung der Eingangshallen, Wandelgänge und des Außenbaus.

1928 Bildnisse der Rektoren Hillebrandt (von Arnold Busch), Kornemann und Wollenberg (von Konrad von Kardorff).

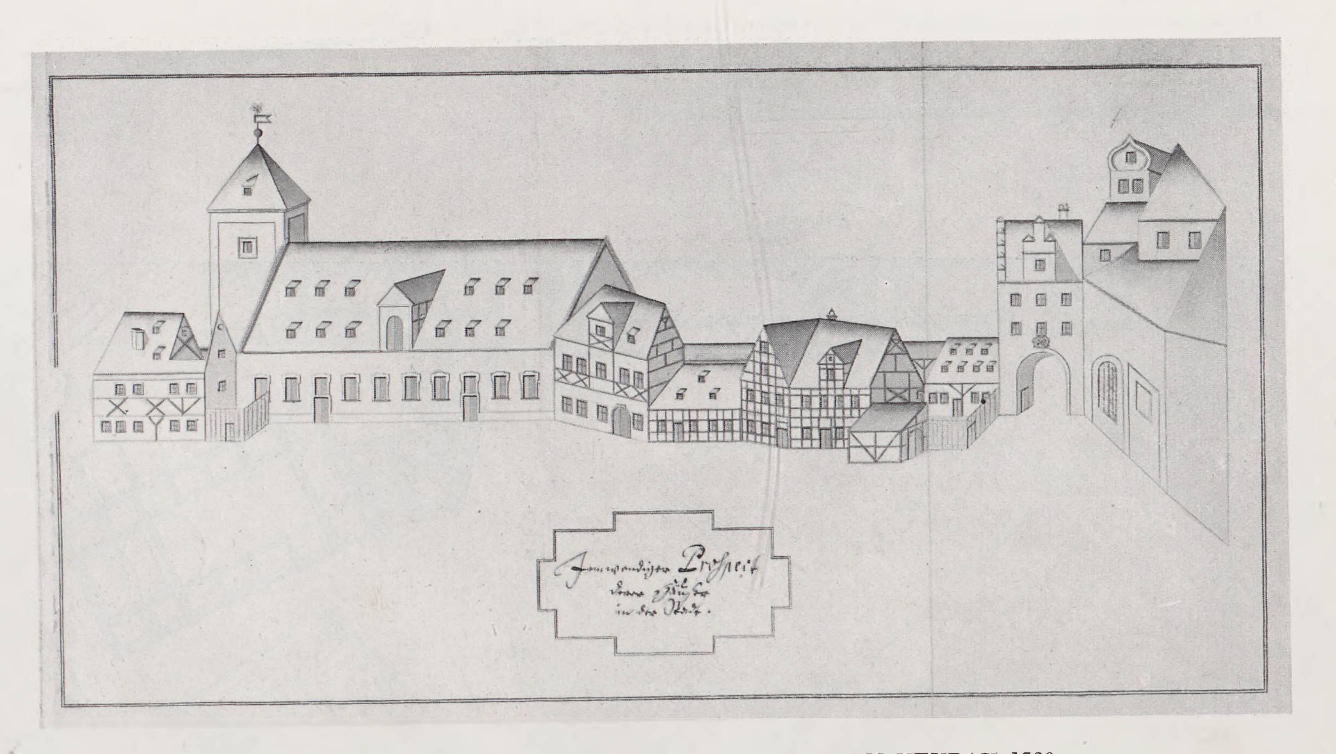


Druck von Ernst Hedrich Nchf., Leipzig

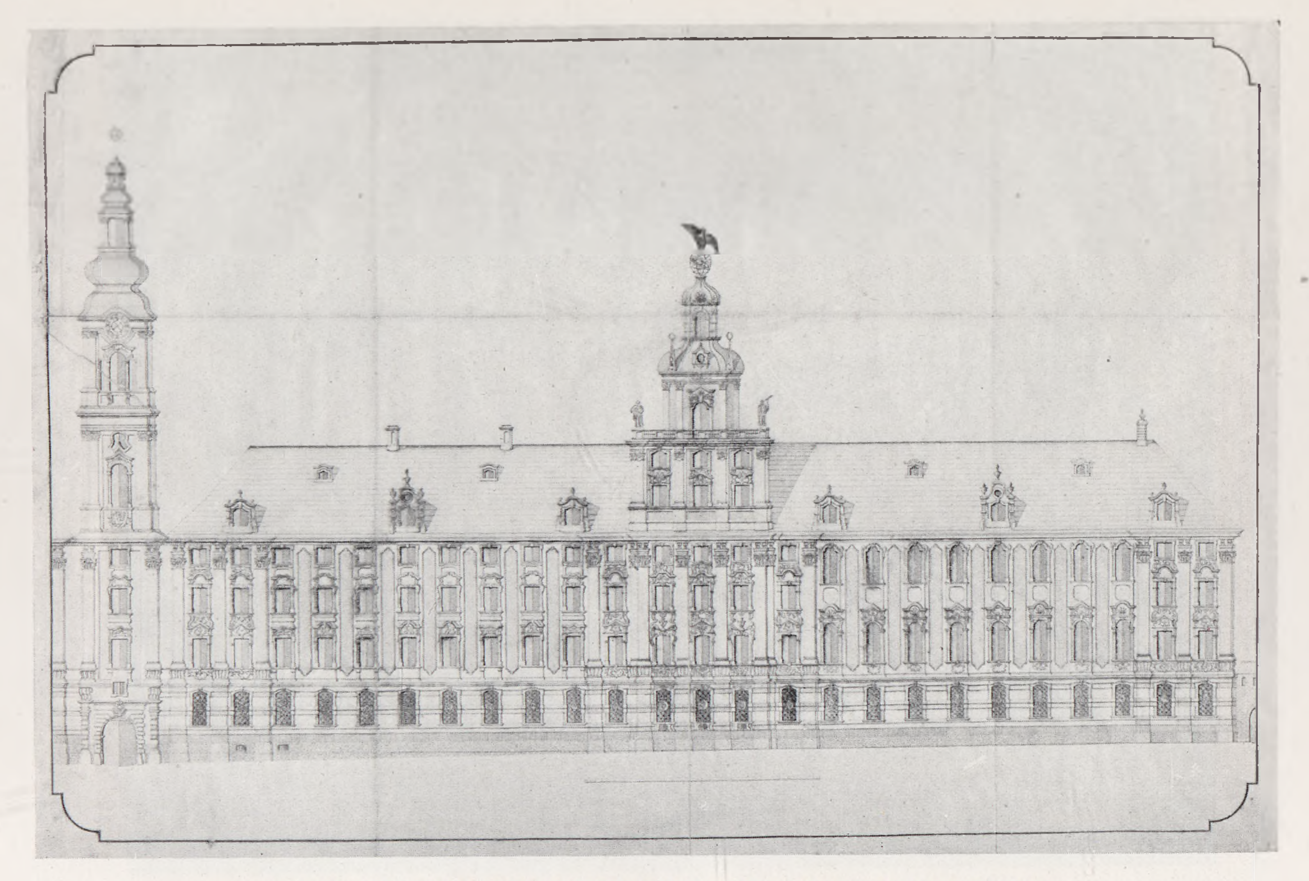




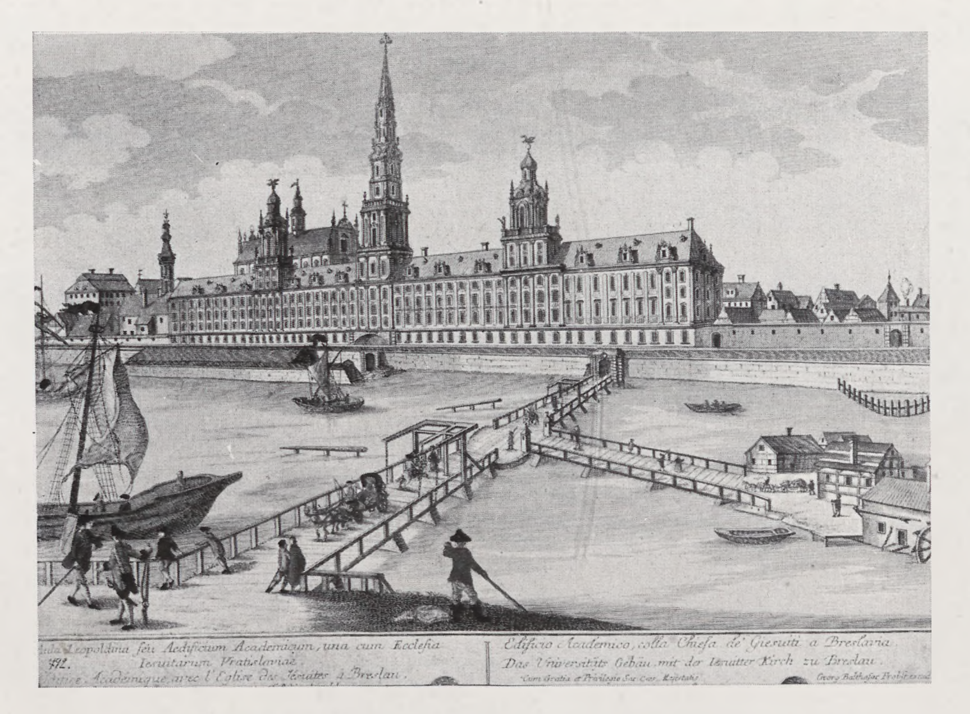
1. GRUNDRISS



2. HÄUSER WESTLICH VOM KAISERTOR VOR DEM NEUBAU 1728



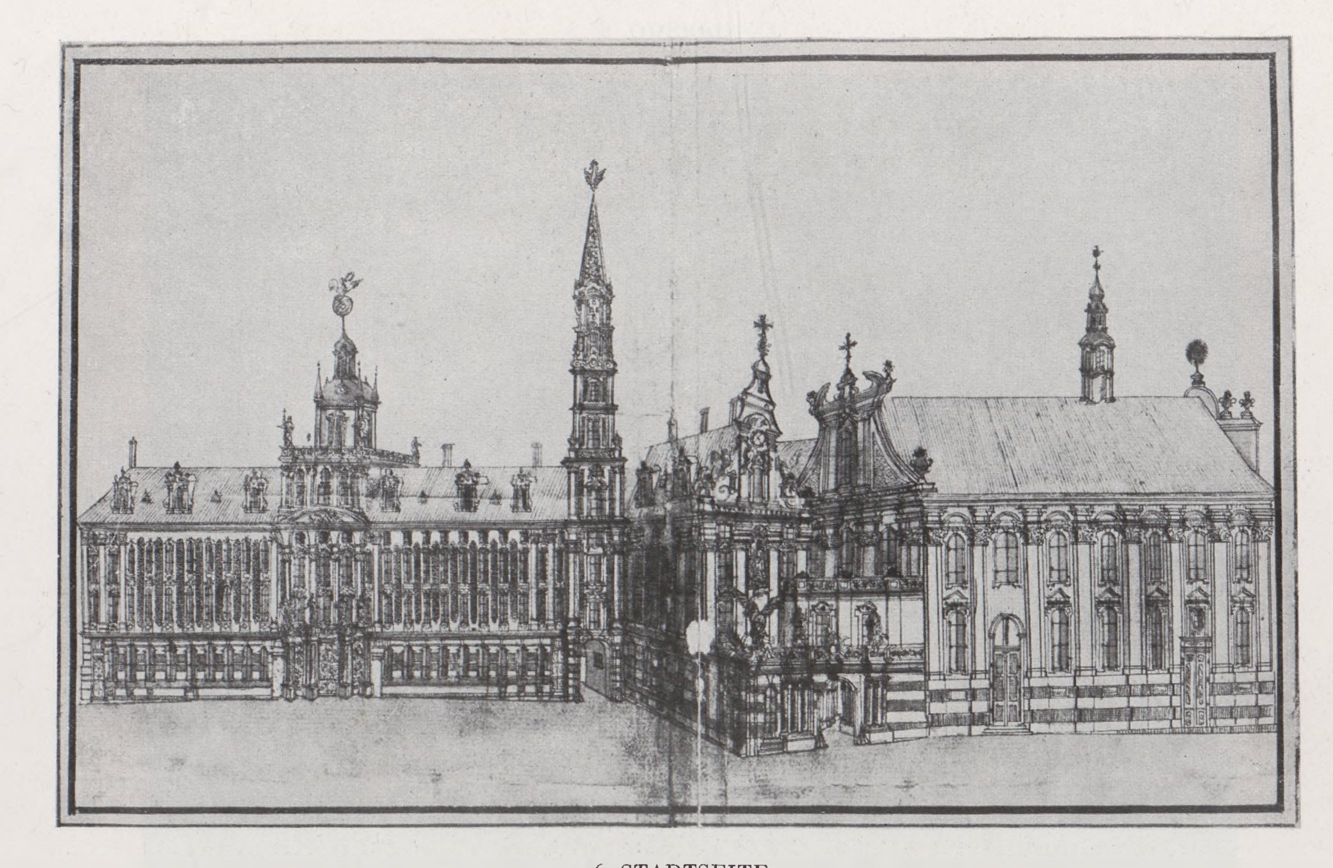
3. AUFRISS DER WESTLICHEN ODERFRONT BIS ZUM KAISERTOR
Zeichnung von 1728 (Stadtbibliothek)



4. **ODERFRONT nach dem Entwurf (Stich um 1750)**



5. ODERFRONT



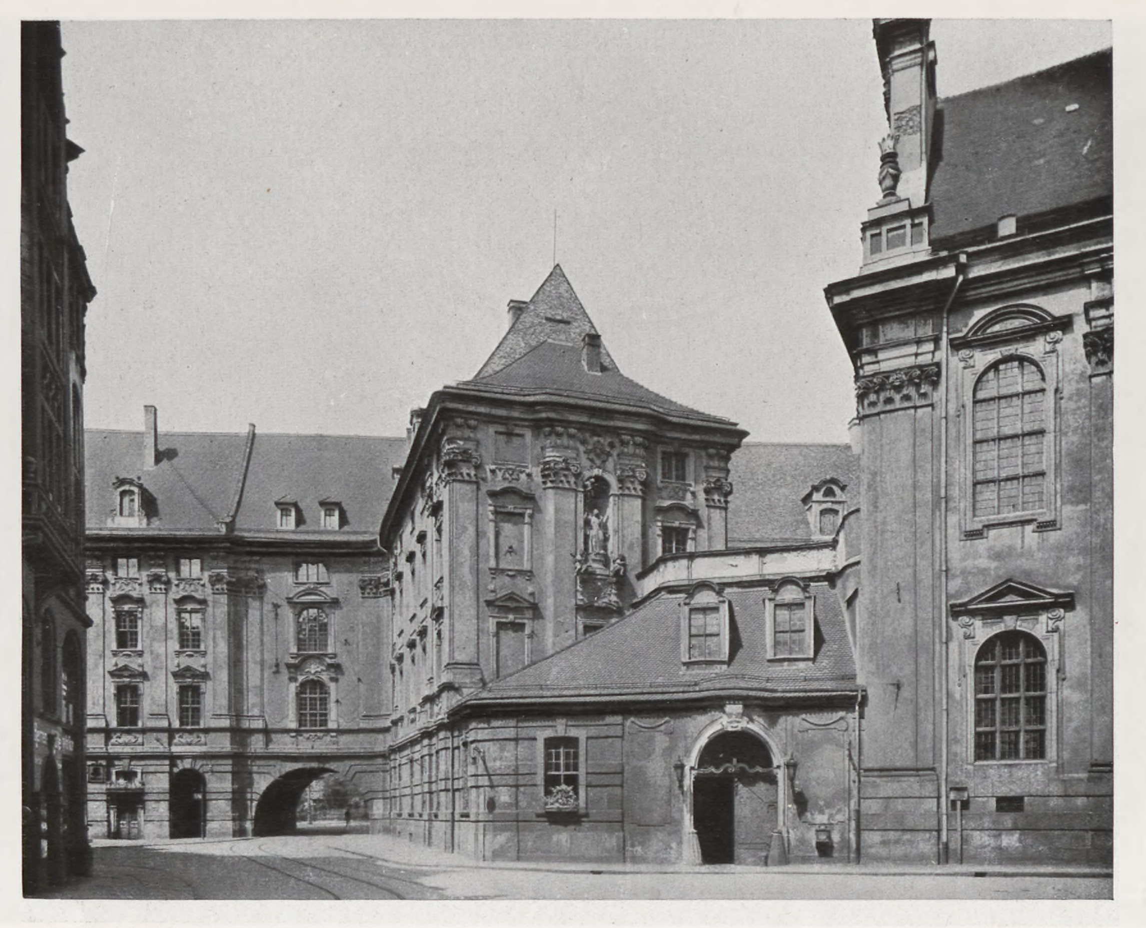
6. STADTSEITE

Entwurf nach Zeichnung in Werners Topographia Silesiae (Stadtbibliothek)



7. DAS KOLLEGIENGEBÄUDE UND BLICK IN DIE KIRCHE MIT DEM H. IGNATIUS
(Deckengemälde im Korridor des Hauptgeschosses)

8. SÜDFLÜGEL MIT FECHTERBRUNNEN



9. STADTSEITE. KAISERTOR, SÜDFLÜGEL, TORHALLE UND KIRCHE.



10. BLICK AUF DEN STERNWARTENTURM
Rechts vorn Eingang zur Kirche



11. FECHTERBRUNNEN VON HUGO LEDERER 1904



12. BALKON ÜBER DEM HAUPTPORTAL



13. HAUPTPORTAL



14. TORHALLE



15. HAUPTTREPPENHAUS MIT DENKMAL FÜR DIE IM WELTKRIEGE GEFALLENEN



16. HAUPTTREPPENHAUS



17. TREPPE IM SÜDFLÜGEL



18. VESTIBÜL IM HAUPTTREPPENHAUS



19. KORRIDOR IM HAUPTGESCHOSS



20. EINGANG ZUR AULA



21. AULA, SÜDWAND



22. AULA

23. APSIS DER AULA

24. EMPORE IN DER AULA

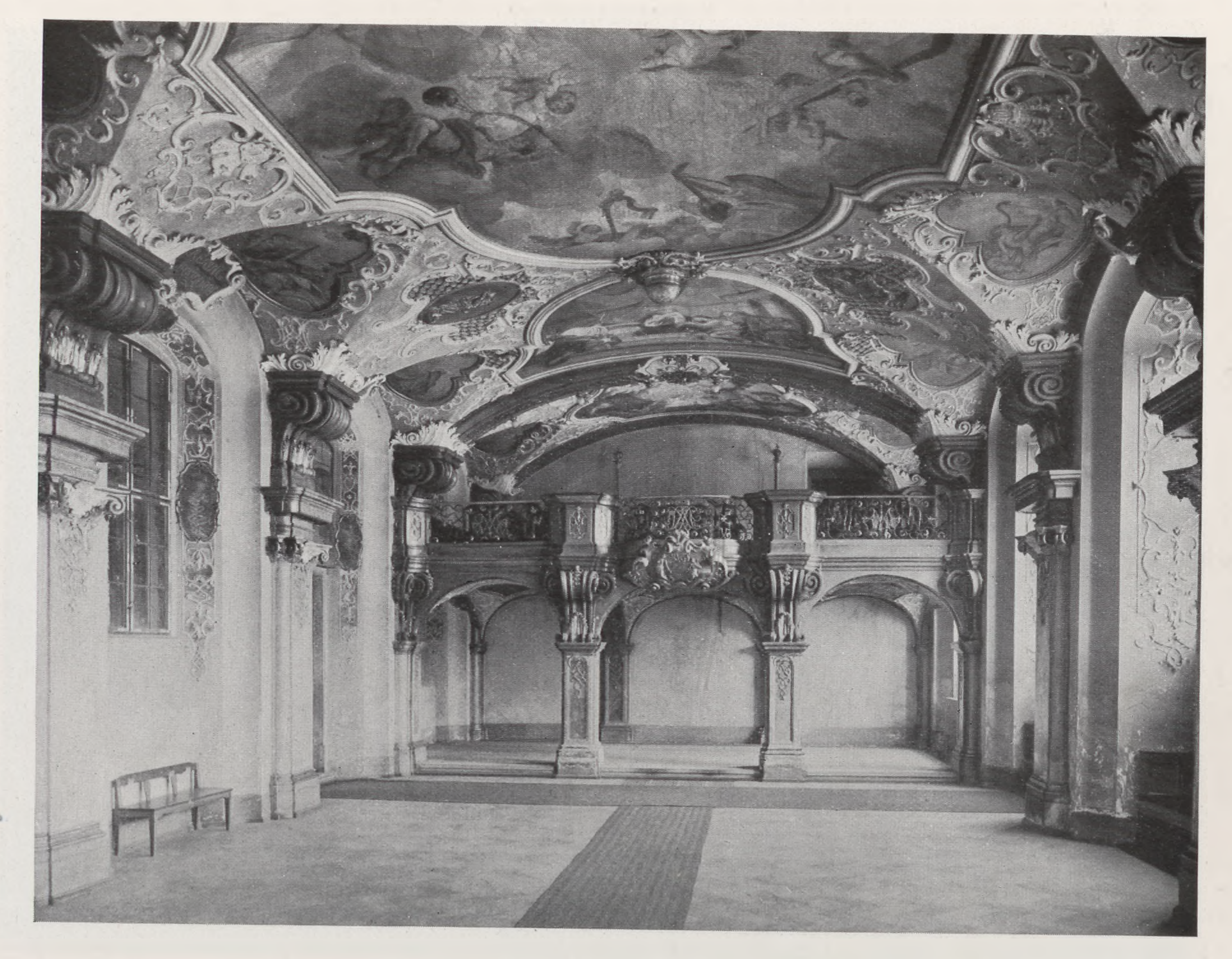


25. DECKENGEMÄLDE IN DER APSIS DER AULA

26. TEIL DES HAUPTDECKENBILDES DER AULA



27. MUSIKSAAL



28. EMPORE IM MUSIKSAAL



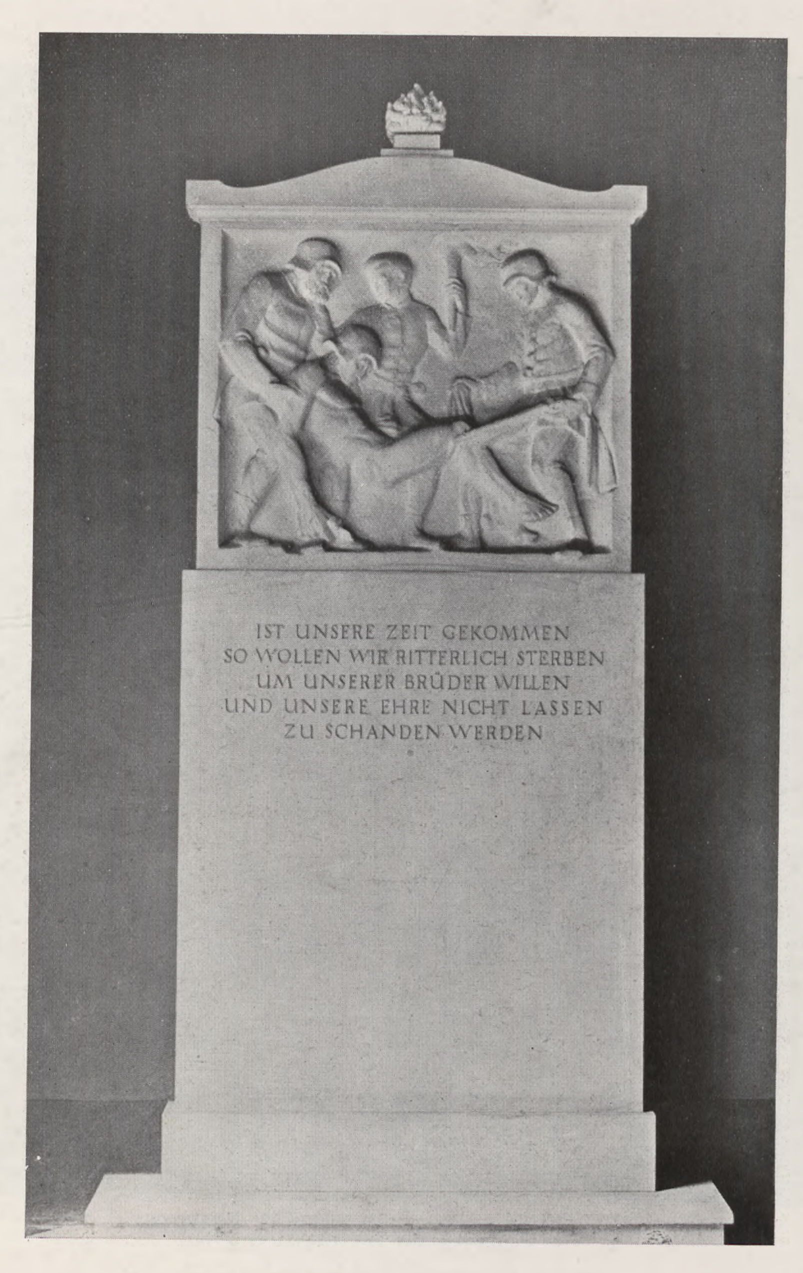
29. MUTTERGOTTES AM EINGANG ZUR TREPPE IM SÜDFLÜGEL



30. TÜRE ZUR EHEMALIGEN APOTHEKE



31. GITTERTÜR IM HAUPTGESCHOSS
Zwischen Schul- und Wohngebäude (1747)



32. DENKMAL FÜR DIE IM WELTKRIEGE GEFALLENEN
von Theodor von Gosen



